Aufg. 19/6 61.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Kritische Gänge.

Neue Folge.

Von

Dr. Friedr. Theod. Vischer,
Professor der Aesthetik und deutschen Literatur in Zürich.

Drittes Heft.

Stuttgart.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1861.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Vorwort.

Dieses dritte Heft der Neuen Folge kritischer Gänge sollte laut der Vorrede zum ersten und der Ankündigung des Ganzen nur zwei ältere Arbeiten im Wiederabdruck enthalten: den Artikel über die biographischen Skizzen und Schriften, welche von Fr. Strauß erschienen sind, nachdem er das Feld der Theologie verlassen hat, und die Gedanken über die neuere Mode, die sich, eben gewiß nicht in bitterem Ernst, vernünftige nennen. Ein reiner Zufall gab den Anstoß, etwas Neues hinzuzufügen: es störte mich die Ungleichheit des Umfangs der Hefte, da das Material zum dritten weniger Bögen füllte, als ich vorausgesehen; so schrieb ich rasch noch den Aufsatz: „Zum zweiten Theil von Goethe's Faust" nieder. Er enthält Ideen, die längst reif lagen und die ich längst einmal auszusprechen im Sinne hatte; zufällig bleibt also nur der Umstand, daß sie gerade in der vorliegenden Sammlung einzelner Arbeiten ihre Stelle finden. Symmetrie hat aber an sich etwas Befriedigendes, und so wird man nicht ungern sehen, daß das dritte Heft, wie das zweite, zum Alten auch Neues bringt; auch die Parallele, daß die neue Folge kritischer Gänge mit einem poetischen Entwurfe schließt, wie die zwei ersten Bände mit dem Vorschlag zu einer Oper schloßen, wird man sich gefallen lassen, da sie so ungesucht entstanden ist. Allein ich

darf mir wohl mehr versprechen: man wird unter dem Alten und Neuen in dieser zweiten Folge einen innern Zusammenhang wahrnehmen; so verschieden die Stoffe sind, so zusammengewürfelt die Bestandtheile auf den ersten Blick scheinen mögen, man wird eine geistige Einheit ohne Mühe herausfinden, und zwar eine solche, die nicht nur die Stoffe des dritten Hefts miteinander, sondern auch das ganze dritte Heft mit dem ersten, das nur Neues enthält, zusammenknüpft und deren Fäden auch im zweiten sichtbar zu Tage treten. Der Aufsatz: Strauß als Biograph hat es mit einem Streiter des freien modernen Geistes zu thun, und die Krone der Schriften, die in dieser Kritikenreihe besprochen werden, ist diejenige, worin derselbe seines Gleichen, worin er einen der großen Vorstreiter, Ulrich von Hutten behandelt; der dritte, neue Aufsatz aber entwirft das Bild einer Fortsetzung und eines Schlusses der Tragödie Faust, worin dieser Held, gewiß seiner wahren Bedeutung angemessen, als Kämpfer für dieselben großen Principien der neuen Zeit auftritt, für welche ein Ulrich von Hutten sein geistiges Schwert zog und Strauß das seinige führt. Im ersten Heft aber verfocht ich mich zwar mit unverhohlner Leidenschaft gegen jene Politik, welche das Heil Deutschlands von einem unthätigen Zusehen bei einer gehofften Zertrümmerung Oesterreichs erwartet, aber ich ließ es wahrlich nicht zweifelhaft, wie ich das zähe Haften dieses Staats am unfreien Geiste des Mittelalters beurtheile und wo man mich zu suchen hat, wenn es die innern Principien gilt; in den Stellen, welche unvermischt mit diesen sich beschäftigen, wird man dieselbe alte Fahne wallen sehen, zu der ich im ersten und letzten Aufsatze des dritten Heftes treu wie

immer halte. Eine Unterlassung aber kann dort, im ersten Hefte, getadelt werden — und es nimmt mich Wunder, daß es nicht schon geschehen ist —: daß ich, da ich es ja doch mit der italienischen Frage zu thun hatte, kein Wort vom Wanken des Papstthums gesagt habe. Ich unterließ es, weil diese Seite der Verwicklung damals noch mehr im Hintergrunde stand und weil ich die realen Betrachtungen nicht über ein gewisses Maß im Verhältniß zu den ästhetischen ausdehnen wollte. Uebrigens folgt aus meinen Sätzen von selbst der Untersatz, daß hier derselbe innere Widerspruch vorliegt, wie ihn im Ganzen und Großen die italienische Erhebung für einen Deutschen mit sich führt, der vor Allem sein Vaterland liebt und doch dem Wälschen nicht zürnt, daß er das seinige auch liebt. Betrachten wir Italien und mit ihm zugleich das kosmopolitische Interesse des Protestantismus, der Aufklärung, der Geistesfreiheit isolirt, vergessen wir das rein politische Interesse Deutschlands, vergessen wir, wer es ist, dessen Hülfe die Lombardei an Piemont gebracht und die weiteren Vergrößerungen dieser Macht angebahnt hat, so können und müssen wir mit ungetheilter Freude die endliche Erschütterung jenes uralten Stücks Aegypten oder Indien begrüßen, das in die europäische Cultur hereinragt und bereits vierthalb Jahrhunderte seinen moralischen Tod überlebt. Allein sobald wir nicht isoliren, nicht absehen von dem, was zum Ganzen der Sache wesentlich gehört, so haben wir dieselbe Antinomie vor uns wie in der italienischen Frage überhaupt. Wäre es ein Gustav Adolph, der Europa von diesem Alp zu erlösen sich anschickte, ja, dann läge die Sache einfach; es ist aber kein Gustav Adolph, sondern ein französischer Usurpator, der listig

und entschlossen die großen Losungsworte des modernen Geistes auf das Panier einer Politik schreibt, für deren wahren Charakter es nur Ein Wort gibt: arsenikalisch; es ist der Herrscher eines katholischen Landes, der nicht üble Lust zeigt, den gestürzten Träger der dreifachen Krone sich einzuheimsen oder mit dem Golde, das er von dieser abkratzt, die mangelhafte Vergoldung der eigenen aufzubessern; es ist der Mann, der, um sich auf dem unterhöhlten Throne zu behaupten, seine geblendete Nation zu einem Grade von Machtvergrößerung führt, die schon jetzt für Deutschland eine Erniedrigung ist; endlich aber — nein, nicht endlich, sondern vor Allem: es ist der Feind, der dieß Deutschland ausdrücklich mit Beraubung und gänzlicher Demüthigung bedroht. Freilich das eben wollen viele Tausende in Deutschland nicht sehen, das letztere nicht und jene bereits vollzogene Erniedrigung auch nicht. Es ist, als ob die deutschen Gesichter mit verschiedener Haut überzogen wären: was den Einen wie ein frecher Schlag auf dem Backen brennt, das spüren die Andern nicht; es ist, als ob sie verschiedne Augen hätten: wo die Einen mit mathematischer Deutlichkeit einen Ueberfall Deutschlands als Napoleons Endziel erblicken, da sehen die Andern nichts oder gar eine Gruppe in Rosenlicht: Germania und Gallia, die sich die Hände reichen. Für jene aber liegt in diesem neuen Streite zwischen Kaiser und Papst eine der gründlichen politischen Verwicklungen vor, worin man dasselbe, was man nach der einen Seite wünschen muß, nach der andern nicht wünschen kann. Schädliches wird durch nicht minder Schädliches gestürzt, der Untergang einer Macht, die geistig verderblich ist, stärkt eine andere, die politisch verderblich ist.

Es wäre überhaupt eine hübsche Aufgabe, ein Buch zu schreiben: politische Antinomien. Allerdings verhält es sich mit diesen anders, als mit den philosophischen, welche der alte Kant aufstellte und nicht löste: in der Politik gilt es, sich zu entscheiden und zu handeln. Doch nicht in allen Fällen mit gleicher Nothwendigkeit; im Kriegsconflicte mit Oesterreich forderten wir, trotz der Antinomie, Entscheidung und Handlung für das deutsche Interesse; in diesem Conflict aber kann Deutschland zusehen, wenn es sich nur zugleich politisch vorsieht; ich meines Theils war nie der Meinung, daß es politisch gethan sey, wenn wir uns in die weiteren inneren Vorgänge Italiens einmischten, die dem Frieden von Villafranka gefolgt sind; Eines aber ist gewiß: jubeln können wir nicht, Glück wünschen nicht und über den Fall des Papstthums, wenn er erfolgt, nur stille und mit dem Vorbehalte der einträchtigen Rüstung gegen den gefährlichen Sieger uns freuen; und noch Eines ist auch gewiß: den Dank, den ein Deutscher für den traurigsten aller parlamentarischen Siege, der im eigenen Volke unverantwortlich die Zwietracht schürt, bei dem fremden Volk erntet, den werden wir ihm nicht beneiden.

Wovon ich ausging, dieß ist die Uebereinstimmung des Geistes im ersten Hefte mit dem ersten und letzten Aufsatze des dritten. Das zweite Heft beschäftigt sich mit einem Dichter vergangener Zeit, aber der erste Aufsatz desselben betrachtet Shakspeare namentlich als politischen Dichter und knüpft daran Fragen über die moderne Poesie; der zweite, über den Hamlet, konnte Charakter und Schicksal des Helden nicht zergliedern, ohne die, zwar schon oft vorgebrachte, Vergleichung mit dem

unschlüssigen Naturell des deutschen Volkes aufzunehmen, und der gewissenlos entschlossene Laertes legte es nahe genug, die Vergleichung auf unsern jetzigen politischen Feind auszudehnen. So wird man in diesem Hefte den Verfasser der andern leicht wiederfinden.

Es bleibt noch ein Wort über den scherzhaften zweiten Aufsatz des dritten Hefts zu sagen übrig. Ueber Kleidermode zu schreiben wäre nicht der Mühe werth, wenn nicht die flüchtige Erscheinung als ein Ausdruck der Zeit gefaßt würde; ja, man hat sich nur zu hüten, daß dieß nicht in zu trockener, zu ausdrücklicher, zu wohlweiser Art geschehe. Anknüpfung des geringfügigen Stoffes an das geistige Band, das durch alle drei Hefte geht, wird man daher nicht vermissen, die Frage wird eher seyn, ob sie nicht mit zu schwerer Hand geschürzt ist.

Wenn ich nun, am Schlusse dieser literarischen Sammelarbeit, die Stimmung übersehe, welche in den zwei älteren Aufsätzen des letzten Heftes zu Tage liegt, so sage ich mir mit Freuden, um wie viel frischer wir doch jetzt schon in die Welt blicken, als in den Jahren 1857 und 1858. Das Angesicht der Zeit erschien mir, wie ich es dort an mehreren Stellen gestehe, greisenhaft. Jetzt leben die Geister wieder, lebt die deutsche Nation und drängt mit wachsender Kraft nach ihrem unverrückten Ziele. Es ist das Verdienst des Mannes, von dem dieß Vorwort oben so feindselig spricht: Verdienst so genommen, wie der Herr im Faust es versteht, dort, wo er von dem Gesellen redet, den er dem leicht erschlaffenden Menschen gerne zugebe, dem Gesellen, „der reizt und wirkt und muß, als Teufel, schaffen.“

Und der Schriftsteller, den dieß dritte Heft auf seiner Bahn als Biograph begleitet, ist in der Zwischenzeit auf seinen ursprünglichen theologischen Kampfplatz zurückgetreten. In der Vorrede zu den übersetzten Gesprächen Ulrichs von Hutten steht der alte Strauß frisch und jung und mit blanker Rüstung vor uns, wie der Rittersmann selbst, den er uns noch einmal vorführt. Glück auf! Wir schenken ihm zwar ungern die Biographien deutscher Dichter, die wir rund und gediegen aus seiner feinen Hand zu bekommen hofften, am ungernsten eine Biographie Goethe's, nach der ja doch unsere Literatur aus dem Grund ihres Herzens seufzt; will er aber lieber das alte Schwert wieder führen: uns auch recht; wir sehen ja, daß es an der Wand nicht eingerostet ist. Das Beste ist doch, in dem Elemente bleiben, wo wir die erste Kraft der Jugend erprobt und große Erfolge uns errungen haben. Man sage nicht, wir sollen diese Dinge liegen lassen, die Geister auf positive Ziele richten und die innere Unfreiheit in religiösen Dingen dem Proceß ihrer allmählichen Auflösung überlassen. Der Deutsche kann nicht dem Engländer gleichen: praktisch frei und in den höchsten Dingen geistig beschränkt seyn, wenig Polizeidiener auf den Straßen und daneben die Angst, hinter jedem Dogma möchte einer stehen. Auch ist nichts mehr zu vertuschen. Unsere Feinde haben längst verschleppt, was wir zuerst nur für engere Kreise bestimmt hatten; das Volk soll einmal erfahren, wie unsere Gedanken aussehen gereinigt von der Entstellung, welche die Verschlepper mit ihnen vornahmen. Frei von der Leber sprechen kann nichts mehr verderben, wohl aber viel gut machen. Er soll nur hinaus in die weite Welt, der Beweis,

daß jede allgemeine Wahrheit schlechthin unabhängig ist von der Frage, ob dieß oder jenes Einzelne existirt hat, existirt oder existiren wird, daß was wahr ist, wahr bleibt, was gut ist, gut bleibt, was schön ist, schön bleibt, gleichgültig, ob einmal ein Mensch ein Gott war, Wunder verrichtete, vom Tod auferstand oder nicht, gleichgültig, ob wir nach dem Tode fortleben oder nicht, gleichgültig, ob die zusammenwirkende, sich stetig zusammenfassende Persönlichkeit in allen Personen daneben noch in einer besondern, absoluten Person besteht oder nicht.

Nachdem dieß Vorwort vom Inhalte des letzten Aufsatzes: „Zum zweiten Theile von Goethe's Faust" ein paar Worte gesagt hat, bleibt mir zum Schlusse noch übrig, ein Geständniß abzulegen, das die sonderbare Form betrifft, worin dieser Inhalt vorgebracht ist: die Form eines poetischen Entwurfs, der durchaus bestimmt ist, Entwurf zu bleiben. Der Eingang sucht sie zu rechtfertigen, aber das wird natürlich nicht genügen. Ich gäbe viel darum, wenn ich Alles so gewiß wüßte, als dieß, daß ich mit dem Ding ausgelacht werde, und ich gäbe viel darum, wenn ich Alles so gewiß wüßte, als dieß, daß ich es doch habe machen müssen. Das ist das Schicksal von Naturen, welche zwischen Kritik und schaffende Kunst in die Schwebe geworfen sind, und das Bekenntniß, zu diesen zu gehören, wird das Lachen des Spottes wenigstens in ein gutmüthiges verwandeln.

Zürich, im Februar 1861.

Fr. Vischer.

Inhalt.

Inhalt.

Erstes Heft.

Zweites Heft.

Drittes Heft.

Friedrich Strauß als Biograph.

Aus dem Literaturblatt des deutschen Kunstblattes, redigirt von Paul Heyse, Sommer 1858.

Zum erstenmale, seit er vom theologischen Gebiet abgetreten, interessirt sich die Kritik und das Publikum wieder lebhaft und warm für den Verfasser des Lebens Jesu, nachdem seine Biographie Ulrichs von Hutten erschienen ist. Man hat ihm reichlich Zeit gelassen, sich von zwei sehr unangenehmen Wahrheiten durch Erfahrung zu überzeugen. Die eine: wie schwer es sei, sich selbst wieder einzuholen, wenn man durch ein Werk von specifisch einschneidendem Charakter großes Aufsehen gemacht, wenn man durch kräftige Erschütterung der geistigen Welt jene Art von Ruhm erlangt hat, welche bei der denkunfähigen Masse in einer Mischung von Staunen, Schrecken und Schauder, bei den zahlreichen Hütern des angegriffenen Kreises von Vorstellungen in Grimm und Haß und nur bei der kleinen Zahl der Vorurtheilsfreien und Denkenden in vernünftiger Anerkennung besteht. In der That wird sich die nachfolgende Thätigkeit eines also berühmt gewordenen Schriftstellers, in welcher ein zweiter eben so durchschlagender Act nicht leicht vorkommen kann, zu seiner früheren in einer ähnlichen schweren Stellung befinden wie der Sohn eines berühmten Mannes, den der allzu hohe Maßstab, welchen die Welt unwillkürlich vom Vater entlehnt, diese überglänzende Folie, auf welche die Geburt ihn gelegt, lebens-

lang drückt und der Verkennung aussetzt. Die andere unangenehme Wahrheit: wie schwer es sei, ein bestimmtes Bild, das sich die Welt von einem Schriftsteller gemacht hat, durch ein qualitativ neues zu verdrängen oder richtiger zu ergänzen. So und nicht anders stellt man sich einmal den Mann vor; tritt er in veränderter Gestalt, mit umgewandelten Zügen vor die Leute, so beschließen sie im Eigensinne des menschlichen Herzens gerne, das gar nicht zu dulden, daß sie ihre eingewurzelte Vorstellung aufgeben sollen, sie schließen die Augen zu, sie ignoriren. Vom „Leben Jesu" hatte man sich die Vorstellung eines geistigen Charakters gebildet, dessen Grundzug negative Schärfe, zersetzende Kritik sei. Der Aufsatz „Vergängliches und Bleibendes im Christenthum" sollte selbst dem blöden Auge zeigen, was Alles blieb nach der sogenannten Zerstörung, wie vielmehr die Absicht des vermeintlichen Zerstörers eine erhaltende, eine aufbauende war. Mit lauterer Dialektik suchte er die mythischen Voraussetzungen aufzulösen und aus ihren Trümmern das reine Bild des religiösen Genius erstehen zu lassen, dem nun die höchste Stelle unter den Genien der Menschheit gehören sollte. Es war in den Wind geschrieben, die Denkträgen hören nicht auf die Dialektik; in dem Begriff eines „Cultus des Genius" verkannte man den tiefen Ernst und nahm ihn für schöngeistischen Götzendienst der Romantik. Nun folgten in längeren und kürzeren Pausen die Schriften, aus denen deutlicher und deutlicher ein so ganz anderer Mensch zu Tage trat, ein Geist, dessen Grundzug liebevolle Vertiefung in das individuelle Menschenleben ist. Das war denn doch zu viel verlangt, daß man sich die Zumuthung gefallen lassen sollte, zwei

Grundzüge so entgegengesetzter Art, Verneinung und Bejahung, zersetzende Schärfe und Liebe in Einer Vorstellung zu verbinden, und das Bequemste war, eben gar nicht hinzusehen. Sollte man sich zwingen, zu glauben, daß die Pflanze, die man für eine seltene, wunderbare Distel hielt, auf einmal Rosen trage? Nur da und dort wagte es der Eine und Andere, genauer hinzusehen, aber ja nicht, ohne sich vorher mit Brillengläsern zu bewaffnen, durch die ihm die Rosen wie Gänseblumen erschienen, so daß er nun dem Publikum zurufen konnte: seid ruhig, es hat nichts auf sich! Und doch gilt unser obiges Wort von einem qualitativ neuen schriftstellerischen Charakterbilde nur in beschränktem Sinn, doch lag in der früheren und in der späteren Folge von Schriften des Anhalts genug, um den scheinbaren Widerspruch aufzulösen, um, wo man nur die Schärfe gefunden hatte, schon die verborgene Liebe, und wo diese sich freundlich in ihre Stoffe versenkte, auch die Schärfe zu finden; und doch trat noch einmal haarfein zugespitzt die letztere hervor in einer Schrift politisch-ironischen Inhalts: man verharrte in der abgewandten Stellung, es bedurfte einer so unläugbaren Verschmelzung beider Kräfte an einem so populären Stoffe, wie dieser Hutten, um die eigensinnig zur Seite gedrehten Hälse endlich herumzuwenden. Jene Auflösung wäre so leicht gewesen; man hätte sich nur sagen dürfen: der Geist, in welchem lichter und stärker, als bis dahin in irgend einem andern, das Bedürfniß Gestalt gewinnt, eine geschichtliche Person dessen zu entkleiden, was die Phantasie ihr von Fremdem, vor dem Naturgesetz Unmöglichem umgelegt hat, der Geist, der diese Entkleidung so ernst, so klar, so rein und mit so viel Achtung

vor dem ehrwürdigen Irren der Mythen-bildenden Phantasie vornimmt, der Geist muß einen tiefen Zug zum klaren und ungetrübten Schauen des rein Menschlichen in sich tragen. Dieser Zug mußte nur nothwendig noch im Verborgenen wirken, wo es galt, wegzuräumen, dogmatische Verhärtungen aufzulösen; das Leben Jesu war eine fachmäßig theologische, streng gelehrte Schrift, welche keine andere Aufgabe hatte, als den Boden frei zu machen für ein neues Bild, das freilich aus den allgemeinen Zügen der Idealität nicht übertreten kann in die Deutlichkeit der Biographie, weil die Mythen-Erzeugung das ausreichende Material hiezu nicht übrig lassen konnte. Nun aber — wenn denn jener Aufsatz über das Vergängliche und Bleibende im Christenthum dem gewöhnlichen Bedürfniß zu wenig festen Stoff gab und einmal ignorirt werden sollte — nun stellten sich ja die folgenden Schriften des „Kritikers“ so einfach und einleuchtend hin als das Positive zu jenem Negativen, als die Erscheinung der bejahenden Geisteskraft, die hinter der verneinenden sich noch verborgen hatte; die innigste geistige Liebe zu der Individualität erwies sich als der nährende, süße Kern der stachlichten Schale, der Abwehr des Unkritischen, der Bekämpfung des Unklaren, Ungesichteten: der Kritiker stand als Biograph vor dem Publikum. Natürlich nicht nur als gelehrte Sichtung des Ueberlieferten darf jedoch die Schärfe verstanden werden, welche den Kritiker in das Gebiet der Biographie begleitete. Dieses Geschäft ist nur Außenseite einer tieferen Eigenschaft, welche wir bei einem geistvollen Biographen suchen: der überschauenden Vernunftklarheit, welche sich auf den Mittelpunkt des Inhalts bezieht und der Wärme der Vertiefung die richtige und ächte

Art der Ironie beimischt. Wir müssen hier genauer eingehen, denn nicht leicht hat ein schriftstellerischer Charakter nachdrücklicher dazu aufgefordert, über das rechte Verhältniß von Enthusiasmus und Ironie nachzudenken, als der, mit dem wir es hier zu thun haben. Die Aesthetik beschäftigt sich seit Solger mit diesem Begriffe; er geht die Geschichtschreibung ebenso sehr an, am meisten ihren Zweig, die Biographie, denn daß in ihr die Historie sich in einem gewissen Sinn der Dichtung, der Novelle, dem Genrebilde, der Porträtmalerei nähert, dieß können wir vorläufig noch ohne Begründung als etwas Zugegebenes aussprechen.

Die Biographie stellt das Individuum aus der Geschichte heraus auf ein eigenes Postament; indem sie es für würdig erkennt, daß sein Leben beschrieben werde, erklärt sie es zunächst als unendlich werthvoll, als eine Welt für sich, ja als Inbegriff der Welt, denn dieß Herausgreifen des Einzelnen ruht schließlich auf dem Bewußtsein, daß die Individualität die Form sei, in welcher der Geist des Weltganzen thätig ist und seine großen Zwecke verwirklicht. Nun gewinnen die kleinen Umstände und die Einzelzüge ein Interesse von der tiefsten Bedeutung, denn aus ihnen, wie sie sich mit dem rein geistigen Streben verschmelzen, setzt sich die unendliche Eigenheit zusammen, wie sie das Individuum von allen andern unterscheidet und dadurch eben zum Individuum macht; ein Interesse, wie es die Geschichtschreibung ihnen nicht zuwenden kann, denn auf ihrem Standpunkte stehen die allgemeinen Mächte, steht das Gesammtwerk der unendlich vielen Individuen, wie groß ihre Vorkämpfer aus ihrer Mitte emporragen mögen, hoch über dem einzelnen Individuum. Liebende

Versenkung, innige, vertraute Beziehung zu dem also werthvoll herausgestellten Individuum ist daher Basis und Grundbedingung der ächten Biographie: es gibt jetzt, so lange diese Beleuchtung in Kraft ist, so zu sagen keine andern Individuen. Allein bei näherer Betrachtung wendet sich die Münze; das Individuum muß seinen Vorzug theuer bezahlen. Je interessanter es genommen, je genauer und schärfer es in seinen Einzelzügen und Heimlichkeiten belauscht wird, desto bestimmter erscheint seine Eigenheit, die unendlich werthvolle, zugleich als seine Endlichkeit. Die Geschichte, indem sie es nicht isolirt, sondern auf Eine große Basis mit der bewegten Menschheit stellt, behandelt es im Freskenstyle, der mit starker Faust nur die wesentlichen, durchgreifenden Hauptzüge ausführt, und so gewinnt es eine Großheit im gewaltigen, objektiven Sinne des Worts; die Biographie, indem sie mit dem feinen Pinsel des Porträtmalers ihr Staffeleibild zu voller malerischer Wirkung herausarbeitet, zeigt uns in scharfer Beleuchtung die zwischen den großen Zügen und geistvollen Lichtern hervorbrechenden Schwächen. Diese zeigt auch die Geschichte, aber nicht in solcher Specialität, nicht in so eingehender Belauschung; je deutlicher die Lichtpartien, desto bestimmter und ausführlicher die Schattenpartien, und es kommt recht intensiv zu Tage, daß in eines Menschen höchster Kraft, gerade weil sie aus dem Ganzen der allgemeinen Menschenrechte selbstständig heraustritt, auch seine Schwäche liegt. Allein weiter: es wendet sich unter der Hand auch das Beispiel vom Porträt. Der dunkle, halberhellte Grund, auf welchen der Porträtmaler sein Bild setzt, verhüllt uns die übrige Welt, verdeckt uns, daß es noch Andere, daß es hinter

dem Berg auch noch Leute gibt. In der Biographie kann es bei dieser Verhüllung nicht bleiben; der graue Grund wird lichter und lichter, eine Figur um die andere tritt aus dem Nebel hervor und mit den Menschengestalten eine reiche umgebende Welt von Landschaft, Scenerien, Culturformen jeder Art. Der Porträtmaler wird Genremaler, nur daß sein Werk entschiedener eine Hauptperson hat, als das Genrebild einer solchen bedarf. In dieser Umgebung bewegt sich nun die Hauptperson so frei und behaglich, als wäre sie dennoch ganz für sich. Der Biograph aber weiß es anders: sie ist ebenso sehr das Produkt dieser Umgebung, als sie eingreifend auf dieselbe zurückwirkt. Er läßt sie aus den gegebenen historischen Bedingungen werden; sie ist ein sterblicher Durchgangs- und Sammelpunkt der geschichtlichen Mächte. Der Geschichtschreiber hat dieß von Anfang an Wort, behandelt seine Personen darnach, läßt ihnen nicht den Schein des Alleinseins und einer Art von absoluter Geltung mitten in der wogenden Menschenschaar. Der Biograph aber spricht zu seinem Manne: du glaubst eine Welt für sich zu sein und weißt nicht, wie der figurenreiche Hintergrund, auf den ich dich stelle, dich trägt und hält; du bist es auch, sonst würde ich dich nicht malen; aber so unendlich eigen und nur dir selbst gleich du, diese Concentration der allgemeinen Menschenkräfte, auch sein magst, du bist dennoch nur ihre Concentration, und daß es deren unzählige andere ebenso werthvolle, ja auch werthvollere gibt, wird vorerst nur nicht gestanden, wird nur zurückgestellt; du mußt untergehen und ewig lebst du nur durch das Andenken der Menschen und durch mich. Nun wirkt zur Vollendung dieser Doppelseitigkeit des biographischen Sehpunkts

noch die Zeitferne mit. Vergangene Zeiten erscheinen den künftigen immer, nothwendig und mit Recht naiv; denn wie groß sie gewesen sein mögen, der Gang der Menschheit ist: je eine Bildungsform, die der Gegenwart als die denkbar höchste Helle des Bewußtseins erschien, zu einer relativ unbewußten herabzusetzen. Der Dargestellte ist daher dem Darstellenden immer beziehungsweise ein Unbewußter, Einer, der überschaut wird und es nicht weiß, der da behaglich seiner Wege geht, sein Wesen treibt und nicht merkt, daß auf einem fernen Berge Jemand steht, der mit scharfem Fernrohr ihn beobachtet und lächelt. Ja, lächelt, aber gewiß gutmüthig lächelt, wenn er Vernunft hat; denn er wird nicht vergessen, daß ebenso er selbst einem Dritten zum naiven Objekte werden kann, ja mit seiner ganzen Generation und Zeit werden muß.

Nun und dieß alles begründet die Ironie in der Liebe; sie bedarf keiner weiteren Erklärung. Wir haben sie aus der Natur der Sache abgeleitet, aber darum ist sie noch nicht von selber da: sie will ihren Mann. Der Enthusiast wird ein sehr unzulänglicher Biograph sein; der Berg, das scharfe Fernrohr ist noch nicht gegeben in dem freieren Blicke, den die Gegenwart über die Vergangenheit so von selbst und allgemein hat; der Künstler braucht mehr: eine recht überlegene Intelligenz, ein durchdringendes Auge, das ruhig wie eine Sonne über dem Gegenstande aufgeschlagen in jede seiner Falten scheint, ein Auge, das durchbohrt, aber ohne zu belästigen. Und dieses große, helle, ruhige Auge, diese Vernunftklarheit und das milde, feine, wohlwollende Lächeln, das bei dem Ueberschauen sich auf die Mundwinkel legt, wir

werden es bei dem Biographen finden, mit dem wir uns hier beschäftigen.

Es ergibt sich nun von selbst, daß diese Mischung der Kräfte sich im Verfahren erproben muß als Objektivität. Wir fordern sie vom Historiker wie vom Dichter; aber in engerem Sinne vom Biographen, schon darum, weil die Versuchung zum entgegengesetzten Fehler für ihn eine stärkere ist, nämlich die Versuchung, selber drein zu reden, wo man so genau, so speciell sieht und schildert. Der liebend Ueberlegene wird sich wohl hüten, dieß mehr zu thun, als durchaus nothwendig, wird den wohlwollend Belauschten schalten und walten und sich ganz von selbst geben lassen, wie er ist; er wird dem Dichter näher treten in der Eigenschaft, die Aristoteles von Homer rühmt: „er allein unter den Dichtern weiß, was zu thun ist; denn der Dichter selbst darf am wenigsten reden, denn nicht in diesem Sinn ist er Nachahmer. Die Andern nun drängen überall sich selbst vor, ahmen aber Weniges und wenig nach; Homer aber führt nach kurzem Vorwort alsbald einen Mann oder eine Frau ein oder sonst etwas und nichts ohne, sondern alles mit Charakter." Es versteht sich, daß auch zwischen Dichter und Biograph immer noch ein Unterschied ist, daß dieser mehr selbst zu reden hat, als jener, aber es kommt auf die Stelle, das Maß, die richtige Art der Zurückhaltung der Reflexion an, womit er über seinem Gegenstande steht. Freilich werden die vielen Leute, die sich schon im Roman gedehnter Charakterschilderungen und Reflexionen erfreuen, wo der Dichter einfach seine Personen handeln und dadurch ihren Charakter selbst offenbaren lassen sollte, auch von dem Biographen recht viele Sauce verlangen und sich

höchlich ärgern, wenn er deren nur so viel daran gibt, als zur Verdauung eben nöthig ist. Vollends böse werden sie werden, wenn die wenige Sauce nicht pikant ist, sondern nur kräftige Fleischbrühe. Und wirklich wir finden bei unserem Biographen ganz einfache Küche. Schlichtheit, einfacher Geschmack, ruhige Säuberlichkeit, ein gewisser Zug von alt bürgerlicher Häuslichkeit, gesunder Nüchternheit, bescheidener Solidität erscheint hier als Ton und Element, worin ein ungewöhnlich tiefer, scharfer, durchdringender, im besten Sinne des Worts moderner Geist sich bewegt. Diese Solidität zeigt sich denn auch als treuer Fleiß, Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit in Sammlung und Verwendung des Materials. Natürlich sind diese Eigenschaften keinem Schriftsteller erlassen, allein es gibt eine Verbindung fleißiger Vorarbeit mit einer gewissen Willkür geistreichen Schaltens, welche nicht den Eindruck der schlichten Treue gegen die Vollständigkeit des Stoffes macht, wogegen man hier wie in einen gar wohl geordneten Schrank sieht, worin alles reinlich gehäuft und geschichtet liegt, nichts vergessen und alles leicht zu finden ist. Dieß führt freilich auf ein Höheres. Es handelt sich von der schweren Aufgabe künstlerischer Anordnung des Stoffes. Wie Strauß dieser Seite der künstlerischen Aufgabe genügt, werden wir namentlich bei der Biographie Huttens erkennen, zu der wir nach einem Ueberblick der Abhandlungen und Werke gelangen wollen, welche zwischen den Abschluß der theologischen Arbeiten des Verfassers und eben das letztere Werk fallen.

Es leuchtet ein, daß ein Schriftsteller, dessen Bildungsgang und Interesse so entschieden den idealen Sphären angehört, auf dem biographischen Gebiete sich ausschließlich solchen

Naturen zuwenden wird, die sich im Gebiete höherer geistiger Bestrebungen bewegen, deren Leben von da aus seine bleibende stillere Färbung schöpft oder durch die Kämpfe auf dem Schlachtfelde der Geister in eine tragische Bewegung gerissen wird. Ist Entwicklungsgang und Leistung eines solchen Individuums reich und bedeutend, so bietet sich genügender Stoff für die Biographie dar; dagegen gibt es Persönlichkeiten, die nicht zu einem umfassenderen Bilde sich eignen und dennoch es gar wohl verdienen, daß ihre Züge in festern Umrissen in das Buch der Geschichte eingezeichnet werden: sie haben ihre bedeutenden Gaben nicht in der Richtung entwickelt, daß ihr ganzer Werth in die Oeffentlichkeit heraustrat; man versteht sie nur dann, wenn man zum Schriftsteller, Lehrer, Mann im Amte den ganzen Menschen hinzunimmt, wie er im Haus, im Kreis der Freunde seinen Humor, sein Gemüth, seine Liebenswürdigkeit entfaltete, kurz es sind Naturen, die, wie Strauß sagt, „mehr gewesen sind, als sie geleistet haben," oder wie Schubart von sich selbst äußert, die „das Beste in ihrem Leben gesagt, nicht geschrieben haben." An die Stelle der Biographie wird hier die kürzere Charakterskizze treten.

Noch um die Zeit, da er eben seine theologische Schriftsteller-Laufbahn schloß, gab Strauß das freundliche kleine Bild von Justinus Kerners Persönlichkeit und Haus, zuerst in den Jahrbüchern der Gegenwart 1838, dann in besonderem Abdruck vereinigt mit dem Aufsatz: Ueber Vergängliches und Bleibendes im Christenthum unter dem Titel: Zwei friedliche Blätter (1839). Und die Vereinigung unter diesem Namen hatte guten Grund: der Verfasser selbst trat als Kerners

Freund im Bilde auf, der Ketzer mit dem Uebergläubigen, der Kritiker mit dem Romantiker und Geisterseher in der Wärme freier, reiner Menschlichkeit verbunden. Erkannte man, daß der Geschilderte durch den Humor, welcher ihn mit dem abgefallenen Anhänger versöhnte, unbewußt über der stoffartigen Verhärtung seiner phantastischen Vorstellungen stand und daß der Schildernde mit ungetrübter Liebe an dem stehengebliebenen Freunde hing, sah man in diesen heiteren Tausch, worin man sich gegenseitig mit wohlwollender Ironie als den Naiven neckte, so konnte man auf eine Region schließen, welche hoch über allen fixirten Sätzen von einem Diesseits und Jenseits steht, auf eine unsichtbare Kirche der freien, allgemeinen Wahrheit, der versöhnenden reinen Menschlichkeit. Man ahnte so etwas und das kleine Gemälde fand viel Beifall, konnte aber, wie die Mehrheit der Leser einmal ist, in diesem Sinne nicht nachhaltig wirken; es war doch mehr die Anmuth, das zierliche Verbergen der Kunst, womit die einzelnen Motive und Züge, die tieferen Winke über große Wahrheiten und inneren Bildungsgang in die wirksame Reihe und Verbindung gesetzt waren, es war die Durchsichtigkeit, Leichtigkeit, es war der G e s ch m a ck in der anspruchlosen Schilderung, woran man sich erfreute. Man war mehr überrascht, in dem „verneinenden“ Geiste den lieblich bejahenden ästhetischen Kräften zu begegnen, als man es begriff. Wir werden diese Seite im Verlauf wieder auffassen; hier legen wir den ganzen Nachdruck auf das, was wir vom Ironischen in dem Verhältnisse der zwei Männer gesagt haben. In der That nämlich, obwohl die Darstellung zwei Freunde zeigt, die einander gegenseitig als naiv ironisiren, ist es ja natürlich der

Darstellende, dem die höhere Ironie zugehört. Er hat die Illusionen des Freundes früher leidenschaftlich getheilt, ist ihnen entwachsen und sieht nun sich selber als Objekt in beiden Zuständen vereinigt mit dem Freunde, der ihnen nicht entwachsen ist. Er lächelt über diesen, aber er überhebt sich nicht, denn er weiß aus eigener Erfahrung zu gut, wie man da hineingerathen kann, er darf nicht zürnen, nicht feindlich spotten, denn er selbst ist irrender Mensch, bedarf Schonung, Wohlwollen, und in der leichten Gewährung kommt ihm der Freund entgegen, denn nach seinen Voraussetzungen sollte ja dieser zürnen, und er zürnt nicht, sondern scherzt. Dieß ist die Grundstimmung und wir haben so schon hier die Ironie mit Liebe, von der wir gesagt, daß sie uns als der rothe Faden begleiten wird. Freilich wollen wir nicht behaupten, daß auf die Seite der Ironie nicht mehr Schärfe getreten wäre, wenn Strauß die großen, allgemeinen, öffentlichen Uebel, die mit der Romantik zusammenhängen, damals schon mit dem Auge gereifterer Männlichkeit und Erfahrung gesehen hätte, wie wir sie jetzt erkennen.

Im Jahr 1839 brachten die Hallischen Jahrbücher die Charakteristik der zwei Theologen Schleiermacher und Daub. Sie gehören zum Glänzendsten, was je die Kritik in Analyse wissenschaftlicher Persönlichkeiten geleistet hat. Das ist eine ungewöhnliche Intelligenz, die mit so klarem Auge den Geistern, die zu beurtheilen sind, hinter das eigene Bewußtsein tritt und, was hier im Dunkel schwebt, mit dem zusammenhält, was sie mit freiem Bewußtsein gedacht und gesagt haben. Der Kritiker, dem dieser Tiefblick fehlt, verfolgt nur das Ausgesprochene, heißt es gut oder widerlegt es,

steigt nicht hinab in die geheime Tiefe, wo Täuschung und Einsicht ineinander laufen, und versteht es nicht, den Knoten zu lösen, in welchen sich beide verwickeln. Daher verfährt er auch nicht entwickelnd, läßt nicht wahrhaft seinen Mann werden, sondern dreht sich nur um den fixen Punkt des fertig Gegebenen; daher hat er auch nicht den ganzen Mann, es springt aus seiner wissenschaftlichen Beleuchtung nicht das runde Bild des vereinigten Menschen und Gelehrten hervor. Strauß, der hier in das erste Glied derjenigen sich reiht, die eben das leisten, was eine solche unlebendige, der Ironie und des Totalblicks bare Kritik nicht leistet, hatte weit leichtere Arbeit bei Schleiermacher als bei Daub. Die Weise, wie jener die Philosophie verbirgt und die ganze Dogmatik rein aus den Thatsachen des Gefühls zu entwickeln halb meint, halb nur vorgibt, ist leichter aufzufinden, auszuwickeln, als der harte Knäuel, in welchen der dunkle, speculative Daub den philosophischen Begriff und den Körper des Dogma's, zu dessen Auflösung und Ueberweisung an Symbol und Mythus ihm die negirende Kraft der unterscheidenden Schärfe fehlt, gnostisch ineinander dreht. Die Abrollung dieses Knäuels ist ein Meisterwerk von Feinheit und Klarheit zu nennen. Dazu bedurfte es aber nicht nur des Talents, sondern auch ganz besonderer Geduld und reinlichen Fleißes, der in sorglicher Ordnung dem forschenden Gedanken das vollständige Material unterbreitet, und diese Eigenschaften machen sich in der wohlthuendsten Weise geltend; man fühlt sich wie in einem Zimmer, wo eben mit säuberlicher Hand aufgeräumt wird, was durcheinanderlag. Auf Einem Punkte zeigt sich Strauß noch etwas befangen: in der Hegelschen Auffassung des Wesens der

Religion; der Versuch, den Schleiermacherschen Satz zu widerlegen, der ihren Sitz im Gefühle behauptet, ist der schwächere Theil der Kritik. Schleiermacher, der um so viel freier, als Daub, die mythischen Schalen vom Kern ausscheidet, ist nur darum nicht bis zur ganzen Freiheit durchgedrungen, weil seinem Princip das wesentliche Begriffsmoment fehlt, daß der Gefühlsproceß der Religion des Vehikels der Vorstellung bedarf. Hegel setzte das Wesen der Religion in diese, die Vorstellung; mit Unrecht, gewiß ist der Sitz der Religion das Gefühl, aber die Vorstellung ist integrirend, denn die Gefühlsbewegung, worin das endliche Individuum sich mit dem Unendlichen einigt, kann sich durchaus nur an dem Band ihrer Bilderreihe verlaufen, kann sich nur realisiren, wenn sie sich um den festen Stab von Personifikationen schlingt. Schleiermacher hätte seiner feinen, aber unorganischen Dialektik nicht bedurft und hätte von ihr nicht den Gebrauch gemacht, daß er den einen, größeren Theil des mythischen Bestandes ausschied, den andern schützte oder scheinbar, mit ironischem Verstecken der Läugnung stehen ließ, wenn er von dem also ergänzten Religionsbegriff ausgegangen wäre. — Der Schluß der geistvollen, tiefen Kritik faßt die Gegenüberstellung beider Männer, wie sie durch das Ganze sich zieht, in das klar geschaute Bild der ganzen Persönlichkeiten zusammen. Man erkennt schon den Meister im lichtvollen Parallelisiren. An wissenschaftlichem Gewicht sind sich beide Theologen zwar insofern ungleich, als Schleiermacher unzweifelhaft ein Genie auf eigenen Füßen ist, Daub aber auf denen seines Meisters Hegel steht; doch dieser Mangel ergänzt sich durch das Gediegene, Gewichtige, Granitne in Daubs Persön-

lichkeit, das Monumentale seines Charakters. Das Gefühlte, Lebensvolle, Plastische in diesem Schlusse erprobt aufs Neue die künstlerische Bildungskraft des Verfassers. Auch im Einzelnen spricht sie sich durch die schlagenden, einleuchtenden Metaphern aus. Wir sind so zu dem Biographen zurückgeführt.

Erst nach einer langen Pause begegnen wir ihm, mit kleineren Darstellungen beschäftigt, die wir als Vorarbeiten zu den größern biographischen Werken betrachten können. Diese Pause mag dazu beigetragen haben, daß das Publikum sich nun so zäh gegen ihn verhielt; es vergißt leicht, bindet schwer wieder an, wo es meint, Abschied genommen zu haben, und denkt sich nicht gern unbekannte, einfach menschliche Ursachen als genügende Rechtfertigung eines längeren Brachliegens. Statt freudig zu begrüßen, sagt es gern: was thust denn du wieder da?

Der Wiedererstandene zeigte sich frisch genug; das Porträt Ludwig Bauers war in den Jahrbüchern der Gegenwart 1847 mit aller jener Liebe gemalt, die wir schon aus dem Bilde Justinus Kerners kennen. Wieder ein Dichter, aber ungleich weniger bekannt, als der Romantiker, ein ästhetisches und wissenschaftliches Talent, von dem man sich in allen näherstehenden Kreisen ungemeine Dinge versprach, während doch die Welt aus seinen dramatischen und lyrischen Leistungen, aus seinen Journalartikeln, trotz einer Fülle einzelner Schönheiten, geistvoller Gedanken und der edeln Einfachheit der Prosa nicht den Eindruck einer Erscheinung von durchschlagender Kraft empfangen konnte; seine „allgemeine Weltgeschichte" nicht zu erwähnen, die einen höheren Anspruch, als den einer Verarbeitung des Stoffes zu dem bestimmten Zweck eines

nützlichen und geschmackvollen Handbuches, auch nicht machte. Hier aber galt es eben eine jener Persönlichkeiten, wie wir sie, und zwar gerade mit Worten aus der Straußischen Charakteristik, oben bezeichnet haben: ein runder, ganzer Mensch war zu zeichnen, den der nicht kannte, der ihn bloß im Buch, auf dem Gymnasiumskatheder vernahm, sondern nur, wer ihn im zwanglosen Gespräch zu hören, ihm in die leuchtenden Augen zu sehen gewohnt war: nur dem wurde es klar, wie hier Alles auf eine Harmonie der schönen Menschlichkeit so angelegt war, daß keine Kraft mit der Schärfe der Besonderheit hervorstechen konnte und daß das lebendige Wort immer mehr enthielt, als das geschriebene, gedruckte. Mit der poetischen Kraft war in L. Bauer namentlich auch die musikalische verbunden, und es ist begreiflich, wie jede der andern etwas entzog, so daß sie nicht zu durchgreifenden, Berühmtheit gründenden Wirkungen gelangten, im unmittelbaren Leben aber beide aufs Schönste einander ergänzten und hoben. Kurz L. Bauer war ganz eine „Natur“ und zwar eine liebenswürdige. So viel ist zwar von ihm doch in die weitesten Kreise gedrungen, daß es schnödes Unrecht wäre, ihn obscur zu nennen, aber eine der stillen Größen war er dennoch. Es besteht ohne Frage ein Recht, ja eine Pflicht der biographischen, der charakterzeichnenden Kunst, solche Größen an das Licht der Allgemeinheit zu ziehen; der Schriftsteller, der sich gern dieser Aufgabe zuwendet, legt dadurch einen Sinn der Vertraulichkeit, eine Liebe des rein Menschlichen, ein Gemüth zu Tage, das uns auch für ihn selbst gewinnen muß. Nur ist es mit dem Gemüth allein nicht gethan; vielmehr hier gerade will es Geist und Kunst, um zu zeigen, daß es sich denn

doch nicht darum handle, die Welt für Vetter Michel zu interessiren. Und gerade in künstlerischer Hinsicht wird man die kurze Charakterskizze besonders gelungen nennen müssen, vor Allem die klare, so einleuchtend hingelegte Parallele mit E. Mörike und Waiblinger, wovon der Artikel ausgeht und wodurch er seinen Standpunkt gewinnt.

Aus der liebenden Vertiefung in solchen menschlich vertrauten Stoff sehen wir Strauß noch in demselben Jahr eine rasche Wendung nehmen nach einer ganz andern Region. Sein „Romantiker auf dem Throne der Cäsaren oder Julian der Abtrünnige" war ein Werk der politischen Ironie, das tausend feine, scharfe Stacheln in die realste Gegenwart hereinstreckte. Schon flogen die Sturmvögel des folgenden Jahres, es war natürlich, daß die von der neubewegten Luft des öffentlichen Lebens geschwellte Stimmung sich dießmal auf einen weltgeschichtlichen Stoff warf und ihn ganz im Sinne der Tendenz bearbeitete. Aber welche feine, künstlerische Objektivität doch wieder in der Behandlung! Julian, der heidnische Romantiker im Fürstenmantel, war merklich als bloße Maske vorgenommen, ob ganz getroffen, ob unter dem Einfluß der politischen Absicht gezeichnet, mögen die Historiker entscheiden; jedenfalls war die Maske ein recht wohlgeformtes Bild und sie wurde kaum an wenigen Stellen merklich verschoben, so daß man deutlicher sah, nach welchem Punkte der lächelnde Ironiker blickte, der sie sich vorhielt. In wie ruhiger, einleuchtender, sauberer Ordnung waren wieder die Züge aufgereiht, um Schritt für Schritt zu den feinen Fingerzeigen verwendet zu werden, wie deutlich sprang aus dem Ganzen jene in allen Zeitaltern sich wieder-

holende Gestalt des Bewußtseins hervor, die eine veraltete Form des geistigen und politischen Lebens, weil sie einfacher, ungetheilter, in diesem Sinn schöner ist, einer neuen, getheilten, kämpfenden wieder aufdrängen will, während sie selbst von dieser neuen durchdrungen ist, unbewußt die ausgelebte mit ihrem Sauerteig durchäzt hat, sich und Andere über diese Versetzung täuscht, von der Selbsttäuschung in die Affektation und Lüge, von da zu jeder Härte der Herrschsucht, der Tyrannei übergeht! Man kann sagen, die niedliche, scharfgeschliffene Juwelierarbeit war für die Zeit schon zu fein, sie schlüpfte zwischen den von der rauhen Realität der Zeit schon gehärteten Fingern hindurch.

Ganz anders griff daher durch einen Theil ihres Inhalts die Schrift ein, die Strauß noch im Jahr 1847 seinem Julian folgen ließ: Chr. Fr. D. Schubarts Leben in seinen Briefen. Eine von Talent und Feuer sprudelnde Natur, die durch Mangel an Maß und Selbstbeherrschung ihren Lebensgang vielfach aus dem Geleise geworfen, wird in dem Augenblick, da sie sich begonnen hat zu sammeln und ihre äußern Verhältnisse zu ebnen, von der Faust eines kleinen Despoten gepackt und um zehn Lebensjahre, die besten des mittleren Mannesalters, betrogen. Das Herz schnürt sich in einem Krampfe von Grimm zusammen, wenn man aus den hier mitgetheilten Briefen erst das ganze Bild des wohlbekannten Leidens dieser armen Seele entnimmt: nach den überstandenen äußeren Mißhandlungen der ersten Jahre, die freilich schon doppelt tiefe innere waren, die dauernde Folter von Hoffnung und Täuschung, auf die sie gespannt ist, die Sehnsucht nach Weib und Kind, die erst im neunten Jahre

der Gefangenschaft wieder zu sehen vergönnt wird, den Rückfall in die alte Schwankung zwischen Weltlust und pietistischen Reueanfällen, genährt durch Pfaffenbearbeitung, die ein Hauptstück einer Einkerkerung war, welche der Herzog wesentlich als ein nöthiges Erziehungswerk darstellte, als wäre er die Vorsehung. Das war denn freilich dazu angethan, in die Gluth der politisch erregten Zeitstimmung Oel zu gießen; doch Strauß bleibt bei seiner Sphäre, er hat es mit einem Menschen zu thun, der dem geistigen Gebiet angehört, einem Dichter, Musiker, Publicisten, und der Dichter hat in der Literaturgeschichte seine Bedeutung als der Erste, mit welchem Schwaben in die Bewegung der modernen deutschen Poesie thätig eintritt, als das Organ, durch welches der Klopstockische Enthusiasmus sich nach diesem Lande verpflanzt, als der wichtigste unter den Trägern, durch welche diese Stimmung auf Schiller übergeht, um in seinem Geist eine neue Form zu finden, um aus ihm als dramatischer Feuerstrom hervorzubrechen. Ja auch in Styl und Stimmung der Sturm- und Drangperiode tritt Schubart noch ein, wozu er als brausender Naturalist schon von sich aus einen ursprünglichen Zug hatte. Freilich aber wäre trotz dieser Bedeutung der literarische Schubart kaum die zwei Bände werth gewesen, auch der mißhandelte, der leidende Schubart nicht, wohl aber Schubart der ganze Mensch war es. Er ist eine jener Erscheinungen, deren wahren Werth man erst erkennt, wenn man, was sie an den Tag der Oeffentlichkeit gebracht haben, mit dem zusammennimmt, was sie unmittelbar als lebendige Menschen waren: darin jenem L. Bauer ähnlich, aber nur der Wirkung, nicht der Ursache nach, denn von dem Letzteren kann man sagen, er war

zu harmonisch, um sein ganzes Wesen in dem für die Welt zubereiteten und comprimirten Wort auszudrücken, Schubart war zu unharmonisch. Er hat vor Klopstock die saftige Naturfülle, die kräftige Sinnlichkeit, die Naivetät voraus, er gehört als Dichter unter die Ersten, welche, neben dem Oden- und Hymnenpathos, den Volkston anschlagen, zwar noch nicht den eigentlichen, ächten, sondern den mit Bildungselementen gemischten Bauern- und Bürgerton; aber er weiß die schäumenden Kräfte nicht in den Aether der Poesie gesammelt zu retten, sondern verpufft den besten Geist hinter dem Weinglas, läßt die Phantasie vom Bande des Willens, so daß sie ihm als Leidenschaft zur Geißel seines Lebens wird. Von Reue ergriffen verfällt er der Zerknirschung und den dunkeln Vorstellungen des Kirchenglaubens, den er „als Freigeist verhöhnt hat, statt sich gründlich von ihm zu befreien;" abwechselnd im Jubel und Sturm des Leichtsinns und in der Hölle der Selbstanklage, stets bußfertig und wieder rückfällig, gleicht er dem schlesischen Günther und erinnert an Bürgers schwere Seelenschwankungen. Noch ein Zeitgenosse der Jugendpoesie Goethes und Schillers kann er so, da er unterging, ohne reif zu werden, zu jenen Erscheinungen gezählt werden, welche die Gefährlichkeit der Genialitätsperiode als schlagende Exempel an sich darstellen, und kann ihn Strauß einen aus jenem Titanengeschlechte nennen, dessen maßloser Ungestüm, ihm selbst verderblich und ohne Frucht für das Allgemeine, der milden Herrschaft der Weimarischen Olympier voranging. So ist denn dieser Schubart ein pathologischer Stoff und solche Stoffe bearbeitet Strauß mit einer begreiflichen Liebe, der wir noch weiterhin begegnen werden; für das scharfe Auge des

Zergliederers müssen die Abweichungen vom Normalen, muß der gestörte Organismus ein besonderes Interesse haben. Aber Schubart hatte nur die Fehler der Schwachheit eines guten Herzens, einer offenen, wohlwollenden, warmen Seele, und so war er das rechte Objekt für jene Ironie, die freundlich über das Helldunkel, die Unbewußtheit hinlächelt, worin der Mensch, dem sie mit dem Lichte des hellen, scharfen Bewußtseins beleuchtet, behaglich sich gehen läßt, wankt, irrt, gemüthlich sich selber täuscht, sein Bestes oft für sein Schwächstes, sein Schwächstes für sein Bestes hält und die wahre Natur zwischen künstlicher Anspannung hervorspringen läßt, wo man es nicht vermuthet. Die Briefe, die hier gesammelt und gruppirt sind, geben gar reichen Stoff dem Leser, der Humor hat; wie ergötzlich naiv kommt, um nur dieß Eine zu erwähnen, z. B. diese wahre Natur zu Tage, da Schubart in seiner Zerknirschung vor einem seiner schlimmsten Verfolger, dem Dekan Z. in Ludwigsburg zum Kreuze kriecht, ihn aber bald darauf, da er im Alter noch einmal heirathet, in einem Briefe mit gut schwäbischem Cynismus den „sechzigjährigen Paffensch—l" nennt. Ohne alles Aufsehen, ganz sanft und mehr zwischen, als in den Zeilen, zieht sich denn der Ausdruck des humoristischen Verhaltens, das jedoch bei größeren Fehlern dem leichtsinnigen Manne natürlich den Ernst des strengen Tadels nicht schenkt, durch die Uebersichten, mit welchen der Herausgeber die periodisch geordneten Briefe unterbricht, bis endlich die Schlußbetrachtung das Urtheil ernstlich zusammenfaßt und eine treffliche, in der bequem klaren Weise, die wir schon kennen, vorgehende Charakteristik des Mannes und vorzüglich des Dichters gibt.

Das Jahr 1848 kam und zog den stillen Forscher aus der Studirstube in die Oeffentlichkeit. Von den Bürgern seiner Vaterstadt Ludwigsburg aufgefordert, bewarb sich Strauß um die Stelle eines Abgeordneten der Reichsversammlung zu Frankfurt; er fiel gegen einen fanatischen Pietisten durch und die sechs „theologisch-politischen" Volksreden zeigen, wie er in den Wahlversammlungen vergeblich die halbe Zeit dazu verwenden mußte, dem guten Volke klar zu machen, daß es nicht zu einer Synode wähle; die giftigen Aufhetzer behielten die Oberhand. Das Speciellere des politischen Programms geht uns in unserem Zusammenhange nichts an, wohl aber die Klarheit, die Vernunftruhe, womit der Redner, so warm auch ihn jener täuschende Frühling erregt hatte, mitten unter den Wirbeln steht, den Gedanken der deutschen Einheit allen andern Forderungen voranstellt, für die Erhebung Preußens an die Spitze Deutschlands trotz seinem „Romantiker auf dem Throne" spricht, wohl die Milde, die Freundlichkeit, die gutmüthig sokratische Ironie, womit er die Blinden behandelt, der Adel, womit er schließlich, da erhitzte Massen den pietistischen Gegnern mit Gewalt drohten, sie abmahnt. Hinzusetzen dürfen wir, daß hier wirklicher Beruf zum Volksredner sich kund gibt: es ist jenes gesunde, gemüthlich nüchterne, bürgerlich einfache Element, das wir schon zu Anfang hervorgehoben, was dem Gelehrten nicht nur das Herz für das Volk, sondern auch die Fähigkeit bewahrt hat, ungesucht den Ton der wahren Popularität zu treffen. Nachher wurde er in die Landesversammlung gewählt; die klare Natur ertrug die wilde Denkverwirrung in der demokratischen Partei, den

rohen Lärm ihrer Leidenschaft, die Unsauberkeit mancher ihr beigemischten Elemente ungleich schwerer, als die Schwächen und Irrthümer der andern Parteien, der entschiedene Charakter schnitt durch und machte ein Ende; Strauß nahm seinen Austritt.

Wie schnell er sich zur Ruhe der Betrachtung sammelte, zeigen die zwei Charakteristiken von A. W. Schlegel und von Immermann, die im Conversationslexikon der Gegenwart noch im Jahr 1849 erschienen. Hier treffen wir ihn denn wieder auf dem schon längst betretenen Boden, nur daß es sich von der Zeichnung der ganzen, auch der menschlichen Persönlichkeit bloß nebenher handeln konnte, denn es sind literarische Charakteristiken. Und gewiß solche, worin jene Prädikate sich bewähren, die wir mehr als einmal schon ausgesprochen haben: gemeinsam ist beiden die emsige Genauigkeit im Aufführen des Materials, die wohlthuende Ordnung, womit es gruppirt wird, um dem klaren Gedanken zu dienen, der das Einzelne durchdringend, das Wesentliche hervorstellend den geistigen Charakter des Mannes mit festen, klaren Zügen hinstellt. Leichter war dieß bei A. W. Schlegel; hier galt es mehr, die Gerechtigkeit gegen ein zwischen Formvirtuosität und tieferer Begabung eigenthümlich schwankendes Talent zu retten, dessen Schwächen so vielfach benützt waren, die bedeutenden Kräfte und Verdienste im Schlamm eines unsauberen Spottes zu ertränken; wogegen die unruhige Art, wie sich Immermann zwischen Stoffen und Stylen in hastiger Fruchtbarkeit umherwirft, die Mischung genialer Ansätze mit Reminiscenzen, unfreier Nachbildung, romantischer Grille dem Auge genug des Verwirrenden bot,

um in Herstellung eines klaren Durchblicks, Ziehung eines leitenden Fadens recht die Meisterschaft des ordnenden Geistes zu erproben.

Der October des Jahrs 1849 riß aus einem Kreise von Freunden einen Mann, dessen Verlust ein Gefühl mit sich führte, als wäre dem Gewölb ihres verbundenen Lebens der Schlußstein ausgebrochen: Christ. Märklin, Professor am Gymnasium in Heilbronn. Strauß beschloß, ihm ein Denkmal zu setzen. Es war vor Allem ein Werk der Pietät und schon darum heiliger, schonender Achtung werth, auch wenn es in liebender Schilderung der Jahre der gemeinsam verlebten Jugend, der traulichen Enge provinzialer Verhältnisse sich mitunter etwas ausführlicher erging, als es die weite Welt interessiren mochte. Der Verstorbene selbst war ihr wenig bekannt, obwohl seine Schrift über den Pietismus und einzelne Abhandlungen gediegen genug und ihrer Zeit nicht übersehen waren. Wenn es aber bei jenem L. Bauer die liebenswürdige Schönheit der menschlichen Natur war, was man zu dem Dichter, dem Schriftsteller hinzunehmen mußte, um ihn ganz zu würdigen, so rechtfertigten hier Eigenschaften stärkerer Art ein sorgsam ausgeführtes, mit Umgebung und Staffage reicher ausgestattetes Bildniß. Es war der Charakter, es war der männliche, stetige Wille, der im beschlossenen Kreise still, aber so rein und musterhaft wirkte, daß nicht ohne Grund ein Leser, als er das Buch geschlossen, ausrief: was war das für ein Mann! warum mußte ich ihn nicht kennen! das ist ja ein Mensch, bei dessen Anblick man ausrufen muß: so sollte man sein! Es war aber auch der tiefe und strenge wissenschaftliche Geist, der dem Mann eine

Bedeutung gab, die wir weiterhin nach einer besondern Seite ins Auge fassen werden. Das Vorwort des Buchs: „Chr. Märklin. Ein Lebens- und Charakterbild aus der Gegenwart," das 1851 erschien, hebt die Verbindung dieser Kräfte als den Rechtfertigungsgrund für die Setzung des Monuments hervor, und zwar mit der näheren Bestimmung, daß ein Gleichgewicht des Denkens und Wissens mit Charaktertüchtigkeit immer seltener werde und daß es vorzüglich gelte, zu zeigen, wie eine Denkweise, welche dem verwirrten Urtheil als negativ, als bloß niederreißend erscheint, gerade die rechten Grundlagen für Charakterbildung enthält. „Daß umfassende Geistesbildung keineswegs durch sich selbst schon Zerflossenheit des Charakters mit sich führe, daß im Gegentheil, je gründlicher angeeignet, desto gewisser die Geistescultur unserer Zeit auch dem Willen zu Gute komme, ihm feste und erhabene Zielpunkte und die Kraft und Ausdauer im Hinstreben nach denselben verleihe: davon war der Mann als ein Zeichen unter uns hingestellt, dessen Lebens- und Charakterbild ich eben deßwegen zu entwerfen und möglichst weithin sichtbar zu machen unternommen habe, damit es die Vorurtheile der Einen zerstreue, die Schlaffheit der Andern beschäme und alle bessern Kinder dieser Zeit zur Nacheiferung reize. Füge ich dem noch bei, daß insbesondere die vielangefochtene Philosophie unserer Zeit, und zwar in derjenigen Gestalt, in welcher sie mit dem Kirchenglauben entschieden gebrochen hat und brechen mußte, es gewesen ist, welcher dieser Mann die Richtung und kräftigste Förderung seines Wollens und Strebens zu verdanken sich bewußt und geständig war: so wird dieß dem Bilde,

das ich aufzustellen mich anschicke, ohne seinem Werthe für den weitesten Kreis etwas zu benehmen, zugleich für einen engeren noch eine besondere Anziehungskraft ertheilen." Damit nahm aber der Verfasser weniger in Anspruch, als er zu nehmen berechtigt war. Das Werk hat noch eine andere Seite von allgemeinem und objektivem Interesse, eine Seite, die mit jener sittlichen mindestens gleichwiegt. Dieß ist die Geschichte des Conflikte, worein der wissenschaftliche Geist mit der Lebensbestimmung des geschilderten Mannes im ersten Abschnitte seiner Laufbahn gerieth. Märklin war durch die Humanität, die mit seinem strengen, antiken Ernste sich verband, ja durch besondere Neigung zum Erzieher, und zwar in dem bestimmten und umfassenden Sinne des sittlichen Volkserziehers berufen. Er war aber ebensosehr ganz Mann der Wissenschaft; ein methodischer Gang gründlicher philosophischer Studien hatte ihn zum Hegel'schen Systeme geführt, dem er anfangs mit der strengen Observanz der älteren Schule anhing, um erst nach und nach mit freierem kritischem Blick von den Banden dieser Autorität sich zu befreien. Er tritt ein geistliches Amt an, erfreut sich eines segensreichen Wirkens voll Hingabe und Opfer, muß aber bald erleben, daß sich die inneren Wurzeln des Zusammenlebens mit seiner Gemeinde lockern und endlich reißen. Die Geschichte dieser Lockerung nun, wie sie von der künstlerischen Hand des Verfassers rein genetisch, als eine thatsächliche Dialektik vor uns entwickelt ist, stellt eine Erscheinung, die unzähligemal da gewesen ist und wieder dasein wird, in einem exemplarischen, typischen Bilde für alle Zeiten hin. Die Bewegung hat zwei Seiten: von innen löst sich der denkende

Geist mehr und mehr von den Dogmen ab, während die Liebe zum ethischen Erziehungswerk, der thätige Eifer die Gemeinschaft mit dem Volke, den schönen Wirkungskreis nicht fahren lassen will, sondern sich mit der Unterscheidung von inhaltvollem Bilde und Inhalt ohne Bild beruhigt: dem Volke wird mit erlaubter Kunst der Erziehung die Wahrheit in der Form der dogmatischen Hülle gereicht, während der Erzieher die Wahrheit ohne Hülle esoterisch für sich behält. Nun aber kommt ein Stoßen von außen: die Pfaffen geben keine Ruhe, dulden nicht das friedliche Geheimniß, zerren die wissenschaftlichen Formen, worin der gehaßte Genosse ihres Wirkens seine Ueberzeugung unverhüllt für die Gelehrten ausgesprochen hat, vor das Volk, beunruhigen dieses, decken jene Unterscheidung auf offenem Markte vor den Unmündigen auf, drängen auf Bekenntnißablegung, ob die dogmatische Form buchstäblich geglaubt werde oder nicht, sie rütteln, pressen, hetzen, bis das Vertrauen der Gemeinde erschüttert ist. Der Verfolgte nun mag sich mit allem Rechte sagen, daß diese Gegner aus den trübsten Motiven des Zelotismus handeln; er muß sich dennoch zugleich bekennen, daß jene Unterscheidung in die Länge vor seinem eigenen Gewissen nicht bestehen kann, das Vertuschen wird ihm moralisch unmöglich, der tragische Conflikt ist da: ein Mann, der zum ethischen Menschenbildner wie auserlesen war, muß seinen Beruf aufgeben, weil die Kluft zwischen dem Denkenden und den Gläubigen zu tief ist, weil ein Nachrücken der Letzteren, ein Annähern an den Standpunkt des Ersteren noch in allzu weiter Ferne steht.

Der Schluß des Buches erzählte, nachdem das herrliche,

weit über die Amtspflicht hinaus alle Kräfte daran setzende Wirken im Lehramte zu Heilbronn geschildert und das edle Bild des Mannes mit seiner Fülle von Tugenden in jeder Sphäre reinen menschlichen Daseins vollendet war, die politischen Erfahrungen Märklins in den Bewegungsjahren. Derselbe hatte Aehnliches, ja Härteres erlebt, wie der Verfasser, indem er mit seinem Mahnen zu Maß und Vernunft von Anfang an den bübischen Insulten einer dort besonders wilden Demokratie verfiel. Diese Hergänge sind mit der frischen Bitterkeit der eigenen persönlichen Erinnerung berichtet. Die Entrüstung war nach dieser Seite noch zu jung, um ihre Kraft gegen die andere zu wenden, wo der Sieg über die chaotischen Elemente bereits in einem Grade mißbraucht wurde, der auch den wahrsten, besonnensten Forderungen der niedergeschlagenen Bewegung ins Gesicht schlug; dieß muß man gerecht bedenken, aber die Einzelnheiten jener verdrießlichen Dinge hatten allerdings bereits ihr Interesse verloren.

Wenn dieser Theil der Schrift die angegriffene Partei reizte, wenn aus ihrer Mitte alsbald eine Invective der gemeinsten und rohesten Art hervorging, so war dieß nicht zu verwundern und that nicht weh. Nicht ebenso gleichgültig konnte eine Kritik in den Blättern für literarische Unterhaltung (August 1851 Nr. 114) abgeschüttelt werden, die ohne alle politische Leidenschaft, ein reiner Ausdruck der Geringschätzung der klösterlichen und provinziellen Enge und noch mehr der streng abgezogenen wissenschaftlichen Studien, das Werk der Liebe, des Herzens mit kaltem Hohn übergoß, dem Weinenden am Grabe des Freundes mit rohem

Zucken der Lippen ins Gesicht grinste. Man erkannte in dem Spötter leicht jene Stufe der Bildung, die sich mit landläufigen Gemeinplätzen der Aufklärung von den Banden der kirchlichen Autorität emancipirt zu haben meint und diejenigen, die im ernsten Wege des strengen Gedankens die wahre innere Befreiung sich erarbeiten, im gediegnen Wirken des Berufs das Errungene dem Volke mitzutheilen streben, gerade ebenso verachtet wie die Pfaffen, um ihre ganze Achtung dem Dampf, den Fabriken, Twisten, etwa noch Reisebeschreibungen u. dgl. vorzubehalten. Doch diese Bildungsstufe erscheint oft feiner, in weniger herzloser Gröbe, als hier, wo so recht hämisch die einzelnen kleinen Genrezüge aus dem Buch herausgerissen waren, um den Todten und den lebenden Redner an seinem Sarge als ärmliche Dunkelmänner, Magister, metaphysische Pfäfflein auf obscurer Scholle miteinander lächerlich zu machen. Die Kritik schloß: „So hat denn der Freund des Freundes Leben beschrieben, mit dem er sich weitab von den gewöhnlichen Meinungen des Jahrtausends auf stillen Weideplätzen des Gedankens zusammengefunden hat.“ Spott thut immer weh, auch aus unwerthem Munde, doppelt weh, wenn er gegen ein Denkmal der Pietät gerichtet ist. Doch dieß geht vorüber; anders wirkt verkehrtes Urtheil ohne Spott, das von höherer Bildungsstufe kommt. Es macht nicht bitter, aber es mißstimmt als bedenkliches Symptom der Zeit. Eine andere Kritik brachte ein solches Urtheil aus einer leicht erkennbaren, achtungswerthen Feder, über deren Gänge man sich dießmal billig wunderte. Denn wirklich traf hier in aller Würde der Form eine Bildung, von der man es nicht erwartete, mit den geistlosen

Voraussetzungen jener würdelosen Verhöhnung zusammen. Der Verfasser wollte gegen die Einseitigkeit philosophischer Bildung sprechen, welche die concreten Studien verachtet, welche das Band verliert, an dem allein in das Weite, auf das Volk zu wirken ist, und statt dessen sprach er gegen die Philosophie überhaupt, als ob darum, weil unsere Zeit für die nächste Zukunft andere Aufgaben hat, als die Weiterbildung des strengen, metaphysischen Denkens, nur geschwinde vergessen werden dürfte, was unsere ganze Kultur, eben auch in ihrer jetzigen Wendung zum Realen und Concreten, der Philosophie verdankt, welche unendlichen Schätze aus dieser Quelle, verschmolzen, verarbeitet in den Gemeinbesitz und doch ursprünglich nur in der Form des strengen Begriffs erzeugbar und erzeugt, uns auf all unsern Wegen begleiten; als ob darum, weil wir im Großen andere Ziele haben, Plato und Aristoteles, Spinoza, Kant, Fichte, Schelling, Hegel bei einsamer Lampe studiren für uns keine Aufgabe mehr wäre; kurz als ob die Philosophie nicht Gehirn, leitende und Einheit gründende Seele aller ächten Bildung und Thätigkeit bliebe und nicht in unzähligen unsichtbaren Fäden auch in die entlegensten Gebiete hinausgriffe. So trug sich auch in der Auffassung dieses Kritikers die enge klösterliche Erziehung des Mannes, den das Buch schilderte, unwillkürlich auf dessen Studien als ein Symbol geistiger Vereinsamung derselben über und er erging sich in den kahlen Gemeinplätzen vom „blassen, grau in grau angelegten Kolorit der modernen deutschen Wissenschaft,“ vom „wissenschaftlichen Aristokratismus des abstrakten Denkens;“ das Behagen in diesen Trivialitäten war ein so vollständiges, daß er rein übersah, wie gerade

Märklin der Letzte war, der das Reale, Objektive, die Geschichte, die Natur, das Leben, das Wirken auf's Leben über der Philosophie verachtete, ja umgekehrt vielmehr ein Beweis und Muster dafür, wie sie von ihren Höhen in das Leben hinüberführt. Es ist von allgemeinem Interesse, zu sehen, wie dann diese seichten Voraussetzungen auf das religiöse Gebiet angewandt werden. Eben auf diesem Boden hat ja der Verstorbene eifrig, wie Wenige, gewirkt. Freilich aber, der Boden stieß ihn aus und davon wird hier der Philosophie die Schuld zugeschoben: sie tauge nichts, weil sie mit dem Leben nothwendig zerfalle, die Verbindungsbrücke mit dem Volksleben abschneide. Der Geistliche soll also, dieß scheint zunächst die Meinung zu sein, mit dem Volke ganz auf Einem Boden der religiösen Vorstellung stehen und sich wohl vor der Philosophie hüten, daß sie ihm denselben nicht untergrabe. Nachher aber lautet es anders: in der Politik seien M. und Gleichgesinnte von der Idee der Republik mit politischer „Pastoral-Klugheit" doch zur constitutionellen Monarchie condescendirt, in der Religion aber haben sie sich zu der entsprechenden Vermittlung nicht verstanden, weil sie das Wesen derselben, wie sie nicht bloßes Dogma, sondern ein Leben sei, verkannt haben. Und eben gerade umgekehrt verhielt es sich: der Philosoph, weil er die Religion als ein Leben erkannte, condescendirte zur Gemeinde, verbarg mit pädagogischer Vernunft seine innere Lösung vom Dogma und wollte mit schonender Hand dem Punkte der Entbindung von der fixirten mythischen Formel als von dem tiefsten Hinderniß wahren sittlich religiösen Lebens das Volk annähern. Das aber duldete die Welt nicht und hier befinden wir uns eben

im Mittelpunkte jenes tragischen Conflicts, welchen man mit so dürftigem Rathe, mit so erfahrungslosem Geschwätze nicht lösen kann.

Von da an schweigt Strauß fast drei Jahre lang. Die Kälte, womit ein Werk aufgenommen worden, das ihm Herzenssache war, warf ihn in sich zurück. Der wahre Grund dieser Kälte, welche in jenem ungründlichen Urtheile wie eine bleibend berechtigte dargestellt wurde, lag in der politischen Stimmung der Zeit. Denn politisch war, ja ist noch jetzt diese Stimmung trotz dem Rückgange der großen Bewegung von 1848. Sie ist es, weil das Losungswort aller Parteien, namentlich der kirchlichen, nicht die Idee, sondern die Macht ist. In einer andern Zeit hätte jener exemplarische Hergang von einem innern Zerfall mit dem Dogma und einem äußern mit der Kirche große und laute Bewegung in den Streit der Philosophie und Theologie gebracht. Damals aber fragte und heute noch fragt die kirchliche Partei nicht nach den innern Kämpfen des Bewußtseins, sie ließe unser Denken Denken sein, wenn sie nur die erwünschte äußere Macht über uns erlangen könnte. — Nach diesen neun Jahren läßt sich der Verstummte in einer Reihe von Journalartikeln wieder vernehmen, die uns zeigen, daß er seinen innern Gleichmuth wohl namentlich im Gebiete des Schönen wiedergefunden hatte, aber zugleich auch, daß er in diesem Gebiete, wie schon aus der Charakteristik Schubarts zu schließen war, mit seinem Sinn und seiner Liebe heimisch sein muß. Dießmal war es nicht die Poesie, sondern die bildende Kunst: Strauß berichtete in der Allg. Zeitung im Oktober 1853 von einem originellen Kunstfreunde, der zur

Zeit jener Reformation der deutschen Kunst durch Carstens, Wächter, Schick, Koch im persönlichen Umgange mit diesen Männern zu Rom gelebt hatte, nachher sich in Schwaben aufhielt, einem Baron v. Uexküll, von seiner, jetzt in Carlsruhe befindlichen Gemäldesammlung, er gab Mittheilungen aus den Tagebüchern seiner italienischen Reise. Im Jahr 1854 brachte er ebenda Mittheilungen über Wächter; sie waren aus seinen Briefen an Uexküll gezogen; über den frühverstorbenen Schick aus Briefen desselben an einen Schwager. Notizen aus den Familien beider Künstler über ihre Lebensverhältnisse und Schicksale kamen hinzu. Die Kunstgeschichte hat bis jetzt von diesen zwei edeln Naturen, die mit Carstens und Koch den falschen Classicismus und den akademischen Mechanismus der französischen Schule gestürzt und die neue, auf ächte Aneignung der Antike, auf das wiedererweckte Verständniß M. Angelo's und Raphaels gegründete Kunst ins Leben gerufen haben, nur ein unbestimmtes, allgemeines Bild gehabt. Zum erstenmale war ihre Entwicklung als Künstler, ihr Leben, ihr Charakter und ihr Denken in deutlicheres Licht gesetzt. Von Koch theilte Strauß im Deutschen Museum 1854 Gedanken über ältere und neuere Malerei aus einem hinterlassenen Manuscripte mit, das ebenfalls in Uexkülls Besitz gewesen; es sind darin eben die Anschauungen, Maximen ausgesprochen, auf denen jener große Wendepunkt der Kunst beruhte und die uns jetzt geläufig sind, die aber damals neu und jung waren, hingestellt frisch, warm, derb, in Kochs naiver Weise kräftig von der Leber weg, mehr gesprochen, als geschrieben. Gerne sah man die bildenden Künstler von einem Künstler in der

Gedankenwelt eingeführt und mit Worten begleitet, die den innigsten Sinn für die reine Formenwelt kund gaben, in der sie gelebt. Eine Reihe von Epigrammen auf die Kunstwerke der Glyptothek, die im Morgenblatt Januar 1850 anonym erschienen, hatte diesen Sinn auch in poetischer Gestalt ausgesprochen. Das Bestimmende war aber auch in diesen kleineren Veröffentlichungen das Interesse für die Individualität, Strauß war auch hier Biograph, und wohl mochte man wünschen, ihn einmal als solchen auf dem Gebiete der ausführlichen Biographie solcher Persönlichkeiten begrüßen zu dürfen, welche ganz der Kunst, wenn nicht der bildenden, doch der redenden, angehören. Vielleicht daß dieß noch wird; für jetzt wandte er sich wieder solchen Erscheinungen zu, in welchen die Sphäre idealer, geistiger Thätigkeit, die allerdings den bestimmenden Grundzug bildet, mit einem realgeschichtlichen Interesse wesentlich verbunden ist. Wir sind zu seinen zwei letzten, größeren Werken gelangt.

Hier erst können wir im strengen Sinne des Wortes sagen, Strauß habe sich als Biographen bewährt, denn erst sein Frischlin und Hutten sind eigentliche Biographien, das ganze Leben des Mannes umfassende, auf das gesammte Quellenmaterial gegründete, historisch wissenschaftliche und doch künstlerisch abgerundete und geschlossene Darstellungen. Alles Frühere tritt, wie wir bereits bemerkt haben, dem gegenüber in die Bedeutung von Vorstudien zurück, erscheint beziehungsweise als eine noch subjektive Thätigkeit. Beide Stoffe sind aus dem Zeitalter der Wiedererweckung der Wissenschaften und der Reformation: ein wohl begreiflicher Zug des Geistes, der Verwandtes zu Verwandtem führte.

Doch die Zeit der Abfassung verhält sich umgekehrt zu der Zeit, in welche die Stoffe fallen: Strauß behandelt zuerst einen Mann des späten, dann einen Mann des frühen sechzehnten Jahrhunderts. Beide sind Humanisten, schreiben, dichten lateinisch und gehen dann zu schwerfälligem Deutsch über, beide sind rednerische und poetische Talente, beide sind Streiter, beide Verfolgte, beider äußeres Leben hat etwas vom Abenteurer. Aber Hutten ist Heros, Frischlin nicht; jener gehört dem frisch aufstrebenden, dieser dem absinkenden Jahrhundert an, jener wird von einem Vorkämpfer des Humanismus zu einem Vorkämpfer der Reformation und der Idee des Vaterlands, der Einheit der deutschen Nation, dieser trifft die Reformation bereits zur Formel vertrocknet an, verflicht sich mehr aus polternder Scheltlust, als aus Princip in Feindseligkeit mit dem Adel, und ficht seinen tüchtigsten, nützlichsten Kampf im Gebiete der Grammatik. Beide gehen tragisch unter, jener im geraden Zusammenhange mit einem großen Pathos, in dessen Verfolgung er freilich von Unbesonnenheit nicht frei geblieben, dieser durch Leichtsinn, Leidenschaft, ungebändigte Zunge und Feder, ohne daß eine große Begeisterung den Kern der leidenschaftlichen Erregungen gebildet hätte. Es erscheint aber nur als ein ganz natürliches Stufenverhältniß, wenn unser Biograph zuerst den weniger bedeutenden, mehr pathologischen Stoff ergreift. Die Neigung zum pathologischen Analysiren haben wir bei einem so freien und klaren Geiste bereits als eine sehr begreifliche erkannt. Frischlin hat viel Verwandtes mit Schubart, nicht nur, weil sich Beider Namen an zwei alte Bergfesten des Würtemberger Landes knüpfen, sondern auch

in Talent, Temperament, Charakter oder, wenn man will, Charakterlosigkeit, in verschuldeten Leiden; beide aber sichern sich unsere Theilnahme durch die liebenswürdigen Eigenschaften der phantasiereichen Laune, der Offenheit, der Gutmüthigkeit, beide gewinnen an Licht im Contraste mit ihren Feinden, beide, obwohl nicht im Kampfe für Ideen leidend (von Schubart kann man dieß in einem entfernten Sinne noch eher sagen), interessiren uns im Leiden tragisch, wie jede jugendliche, feurige Kraft, wenn sie von kalten Gegnern ins Verderben gezogen wird, und zwar trotz dem eben angedeuteten Unterschiede Frischlin tiefer und nachhaltiger, weil das Leiden mit gewaltsamem Tode schließt.

Die Biographie Frischlins ist wenig beachtet worden. Zunächst weil der Name des Mannes außerhalb Würtemberg, wo die Felsen von Hohen-Urach, an deren Fuß er im Befreiungsversuche das blutige Ende gefunden, sein Andenken stets erneuen. Man konnte sich aber wohl denken, daß eine Feder, wie die des Verfassers, einem solchen Stoffe sich nicht zugewendet hätte, wenn er kein anderes, als ein landsmännisches, Interesse hätte. Man stutzte über die Ausdehnung des Buchs, von dessen Helden man vorher so wenig wußte, und eine Stimme ließ gar vernehmen, das Leben Jesu habe Strauß nur negativ zu behandeln gewußt, das eines so unwürdigen Charakters aber behandle er positiv in allzu breiter Ausführlichkeit: ein Urtheil, auf das die allgemeinen Bemerkungen antworten, von denen wir ausgegangen sind. Ist Frischlin keiner der geistigen Heroen, so eignet er sich um so mehr zum Träger eines allgemeinen culturgeschichtlichen Bildes; Umgebung und Hintergrund war dießmal bedeutender, als

das Porträt selbst; daher auch der Titel: „Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nic. Frischlin. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts“ 1855. Doch daß wir nicht zu weit gehen: kehrt der Blick von dem Allgemeinen auf den Träger zurück, an dessen Leben und Schicksale es sich anknüpft, so verweilt er mit wachsender Liebe auf ihm und wird nicht ohne die tiefste Rührung von ihm scheiden. „Was Frischlin an persönlicher Bedeutung als Gegenstand einer biographischen Darstellung abgeht, ersetzt er durch die Mannigfaltigkeit der Beziehungen, in welche er tritt, und das Spannende der Verwicklungen, in welche er geräth. Er hat vieler Menschen Städte gesehen und Sitten erkannt, in Palästen und Herbergen, im Studirzimmer und Kerker sich aufgehalten. Sein Leben hat einen epischen Verlauf und einen tragischen Schluß. Während des ersteren lernen wir jene Zeit, ihre Einrichtungen und Gewohnheiten, ihre Denk- und Ausdrucksweise, ihre Fürsten und Junker, ihre Geistlichen und Gelehrten, Bürger und Bauern kennen; der Schluß dagegen führt uns, wie den Helden selbst, aus dieser bunten Welt in das eigene Herz, zu den großen Gedanken des Schicksals und der menschlichen Bestimmung zurück.“ Und in der That breitet sich nun vor Allem ein reiches Gemälde, ein ergiebiges, gefülltes, vielgestaltiges Sitten- und Culturbild vor uns aus. Universitäten und Mittelschulen mit ihrem Organismus und System, ein akademischer Senat mit seinen Parteien und Intriguen, Professoren als Lehrer, Beamte und Menschen, im Hörsaal, im Berathungssaal, in Haus- und Trinkstube, Studenten und Stadtbürger, friedlich und entzweit,

behagliche Lust und wilder Straßenscandal, ein stolzer, roher, rachsüchtig verfolgender Adel, Oberbehörden, gestreng oder wohlgesinnt, ein gutmeinender Fürst in patriarchalischem Verhältniß zu seinen Unterthanen und zum Helden selbst, schließlich sämmtliches Personal der reichen Bühne in der gemeinsamen Liebe zu einem „starken, fröhlichen Trunke" vereinigt: das Alles tummelt sich vor uns so nah, so leibhaftig, daß wir die Gestalten glauben greifen zu können. Eine ferne Zeit wird uns immer gewissermaßen zum Mährchen, die fremden Bildungsformen bis auf das Kostüm hinaus entrücken sie uns in einen poetischen Nebel, so daß oft der sonderbare Gedanke in uns auftaucht, das Alles sei wohl eigentlich nicht gewesen, sondern nur ein Bild. Strauß versteht es, Alles gegenwärtig und real zu machen, Alles wird vertraut, als wandelten wir mitten darin, Alles ein Heute, eine Gegenwart und doch wieder in die idealisirende Kraft der Ferne getaucht. Das ist nun das Werk der Kunst, womit der Zeichner seinen Stoff behandelt hat, und nicht seine Breite ist zu schelten, sondern was er mit seiner Knappheit und Kürze geleistet hat, ist zu bewundern. Ton und Farbe der ganzen Zeit tritt, indem der Verfasser selbst sich kaum vernehmen läßt, mit wenigen Mitteln sich selbst charakterisirend haarscharf in volles Licht. Wie groß war z. B. die Versuchung, die unendliche Naivetät in der Redeweise der Zeit, den Cynismus, den närrischen Witz, die beliebten Narrensprünge des Wortspiels recht auszubeuten, um die Lacher für das Buch zu gewinnen! Aber sparsam gibt der Verfasser am rechten Orte das Rechte, das Sprechende, oft mit zwei Worten eines Citats in Parenthese, und gerade genug, um unserer Einbildungskraft den Stoff

zur freien und doch richtigen Erzeugung des ganzen Bildes zu bieten. Man hat immer ein ernstes, gelehrtes Werk vor sich und immer reichlichen Stoff zum behaglichen Lächeln. Und diese Fülle in der Sparsamkeit, diese Sparsamkeit in der Fülle sollte ein Tadel sein? Wer ein Gemälde nicht um seines eigenen Kunstwerths willen zu genießen vermag, der dürfte wenigstens mehr von den historischen Beziehungen kennen, um das Belehrende in dieser wohlabgewogenen Ausführlichkeit zu schätzen. So gewinnt z. B. Fischart, der Zeitgenosse Frischlins, sein ungeheurer Cynismus, die Tollheit, womit seine ungemeine Gestaltungskraft sich als bacchantischer Humor in die Sprache wirft, aus diesem Zeitbilde eine höchst interessante, neue Beleuchtung. Wo es gemessenere geistige Bildungsformen galt, mußte der Biograph nothwendig ein ausgedehnteres Bild geben; so forderte die Lebensbeschreibung eines Humanisten, der ein Hauptverdienst in der Reformation des grammatikalischen Unterrichts hatte, daß der damalige Zustand der Grammatik geschildert werde; Strauß durfte sich nicht mit einigen Prädicaten begnügen, sondern mußte in das Einzelne eintreten. Ebenso und noch mehr der Zustand der Poesie, die Art, wie von den Humanisten noch immer die classischen Dichter nachgebildet wurden, wie in der technischen Nachahmung die beste eigene Kraft sich ausgoß; daher denn „Frischlins Werke verschollen sind, nicht weil er ein zu schlechter Dichter, sondern weil er ein zu guter Lateiner war.“ Als Dichter ist er vorzüglich Dramatiker: die Form seiner Dramen verlangte nicht nur, weil sein Talent zu charakterisiren war, sondern um den damaligen Zustand dieser Dichtungsform in helle Beleuchtung zu setzen, ein gründlicheres Eingehen. Dieß führt uns auf

den Mann zurück. Es handelte sich in einem wissenschaftlichen Werke vor Allem um historische Richtigkeit. Da darf doch wohl der Gang der Handlungen und Schicksale eines vielbewegten Lebens, worin vieles Einzelne noch unaufgehellt lag, nicht obenhin mit einigen allgemeinen, zusammenfassenden Wendungen gegeben werden, selbst die kleineren Züge und Begebenheiten sind zu erörtern, denn sie sind die Fäden, aus denen das Schlußschicksal sich strickt. Nun aber die Kunst: die Forderung, daß dessen doch wieder nicht zu viel gegeben, daß das Individuelle mit dem Umgebenden, Einwirkenden, Erfolgenden flüssig und harmonisch in Eins gearbeitet sei: da sehe man vorher zu und versuche deßgleichen, ehe man es tadelt, daß nicht mit Conversationslexikonphrasen über die concrete Bestimmtheit des Einzelnen hingewischt ist. Es war ohne Frage ein dankbareres Geschäft, einen großen Mann, ein unzweifelhaftes Dichtergenie zu schildern. Frischlin ist wirklich zu sehr Sprachtalent, um wahrer Dichter zu sein. Zwar es fehlt ihm keineswegs an dichterischen Gaben; bedeutend ist er nicht bloß in der Leichtigkeit und Lebhaftigkeit, dem Feuer der Darstellung, sondern auch nach der Seite der Erfindung, doch nur in Anlage, Gang, Fabel, nicht im Sinne der Originalität des Inhalts, der sich im Rahmen entwickelt, z. B. eines dramatischen Charakters; wie alle mehr nach der Form hinneigenden Talente dieser Art ist er ein ungemein leichter Arbeiter und ungemein fruchtbar in Dramen, epischen, lyrischen Productionen und Mischformen der Satyre in seinen zahlreichen Streitschriften. Nehmen wir dazu den warmblütigen, jovialen, freien, offenen Menschen, so zeigt sein Leben eine Fülle von schönen Kräften, eine wirkliche,

wahre, athmende, reich ausgestattete Natur, aber es fehlt im Mittelpunkte, er hat sich nicht zum Charakter gesammelt, es mangelt ihm eine begeisternde, leitende, große Idee; am meisten Lebensernst und wahres Verdienst hat er noch als eifriger Lehrer. Das Schlimmste ist, daß er, aufbrausend und jähzornig, obwohl niemals boshaft und giftig, auf keinen Schlag sich den Gegenschlag versagen kann; Schelten und Widerschelten, wilde Polemik ist ohnedieß ein herrschender Zug der Zeit; sie ist im Geistigen wie im Physischen eine Zeit der Rauflust. Bei solcher Haltung würde seine Naivetät, seine Frische, sein Witz nicht genügen, uns bleibend an ihn zu fesseln, wenn nicht das Bild durch den Gegensatz stärker und stärker gehoben würde. Der feurige Mensch mit seinen Schwächen und Excessen, ewigen Vorsätzen und Rückfällen ist auf die Folie kalter, zäher, pedantischer Naturen gelegt; er leidet Unrecht durch die Zurücksetzungen, womit der akademische Senat immer aufs Neue ihn bis auf das Blut kränkt; er gibt seinen Feinden immer aufs Neue Vorwand und Recht durch seine Thorheiten und Uebereilungen und sie haben doch Unrecht, weil ihr innerstes Motiv der Neid, die Furcht vor Verdunklung durch sein glänzendes Talent und seine Erfolge ist. In der Mitte dieser Gegner steht sein Erzfeind Crusius, der böse Genius seines Lebens, der nicht ruht, bis er vernichtet ist, ja nach dem Untergange noch nach ihm beißt und sticht; klein, eitel, hämisch, rachsüchtig und nie verzeihend, überlegt und giftig umspinnt er den geraden, derben, guten, leichtsinnigen Mann, bis er unrettbar im Netz ist. Es ist wie der Gang eines Maschinenwerks, das unerbittlich einen weichen, warmen, lebenden Menschenleib zuerst nur an einem

Finger faßt, dann Ruck für Ruck zwischen das langsam zerquetschende Räderwerk zieht. Ein Gegensatz, wie wir ihn zwischen einem Antonius und Octavianus, Egmont und Alba sehen; freilich auf ungleich niedrigerer Stufe, aber doch hinreichend, um uns tief tragisch zu stimmen, indem wir die getheilten Kräfte, Phantasie und Verstand, wandelbare Stimmung und Consequenz, Leidenschaft und Kälte in verwickelten Mischungen von Recht und Unrecht miteinander kämpfen sehen, doch so, daß unser Herz, unsere Liebe von Anfang bis zu Ende den warmen, menschlich liebenswürdigen Kräften je des ersten Gliedes dieser Gegensätze angehört. Nicht unmittelbar ist zwar Crusius die Ursache von Frischlins Untergang. Der Umgetriebene, Gehetzte verliert so alle Geduld, daß er es endlich mit seinen Gönnern in den obersten Staatsämtern durch unselige Invektive verderbt, ja selbst die Langmuth seines gnädigen Fürsten verscherzt. Er wird auf Hohen-Urach gefangen gesetzt; da hält der frische Mensch, dessen Element Luft, Licht, Bewegung war, den dumpfen Kerker nicht aus, stürzt im Fluchtversuch über die Felsen in die Tiefe und endet blutig sein stürmisches Leben. Aller Apparat des fleißigen Bildes, alle Einzelzüge sammeln sich, drängen sich hin, schwellen an nach diesem tragischen Schlusse, steigende Wehmuth ergreift uns und jene Thräne tritt in das Auge, die aus der tiefsten Bewegung quillt, der Bewegung, die uns da durchdringt, wo einmal wieder mit hellerer Schrift geschrieben steht: das ist Menschenschicksal.

Wir haben es natürlich gefunden, daß sich ein höchst klarer Geist gern an pathologische Stoffe macht; es ist aber Zeit, nicht zu vergessen, daß für das Pathologische überall,

auch an dem Gesunden und Großen, hinreichend gesorgt ist und daß wir schließlich vom Verwandten Verwandtes, vom Gesunden Gesundes, vom ganzen Mann einen ganzen Mann behandelt sehen wollen. Die Schubart und Frischlin waren immer noch viel zu wenig für den Geist und die Feder eines Strauß. Die Erwartung, daß er auf einen wahrhaft bedeutenden Stoff komme, mußte sich bei seinem Frischlin steigern. Er hatte in das sechzehnte Jahrhundert gegriffen, in die Epoche, die unserer Zeit analoger ist, als irgend eine; aber es war nicht das frische, angehende, schwungreiche sechzehnte Jahrhundert mehr, es war das absterbende, in Formel, Theologengezänk, Kanzleimechanismus vertrocknende; der Held der Biographie menschlich anziehend und interessant, aber ohne ein Pathos; die kleinen Intriguen, die bissigen Parteikämpfe einer akademischen Behörde, Philologenhändel, Wechsel der Hofgunst: darum drehte sich sein Leben. Die Erwartung ist befriedigt: Strauß ergreift Fleisch von seinem Fleisch, Blut von seinem Blute, er zeichnet einen Mann von weltgeschichtlichem Pathos und dieß Pathos ist das seinige, ist das unsrige. Der Mann, den er sich auserSehen, wurde nicht fertig mit seinem Werke; ein Anderer mit andern Mitteln vollbrachte es halb; er selbst, hinausgestoßen aus der Mitte seiner Bahn, hinweggestorben in der Vollkraft seines Wollens muß als Geist gehen, geht als Geist und wenn der Geist jetzt sein Deutschland anschaut, da sieht er freilich, daß unsere höchsten Angelegenheiten nicht viel anders liegen, als vor dreihundert Jahren. Wenn wir Deutsche uns dieß mit Kummer sagen müssen, so dürfen wir uns dagegen eben dessen getrösten, daß dieser Geist unter uns wandelt, daß er sich hier einen

Mann erweckt, daß er ihm jene Feder, das einzige Besitzthum, das er sterbend auf der Ufnau hinterließ, in die Hand gedrückt hat, sein Bild vor uns hinzuzeichnen so treu und scharf, als stünde er, der Wecker und Mahner deutscher Nation, leibhaftig in unserer Mitte.

Je näher nun dieser Stoff den innigsten geistigen Interessen des Biographen lag, desto leichter konnte es ihm auch als gegeben erscheinen, dießmal von dem rein künstlerischen, streng objektiven Verfahren abzuweichen, das wir bisher an ihm gerühmt haben. Sagt er doch selbst in der Vorrede, er wünsche diesem Buche nicht bloß günstige und zufriedene, sondern auch recht viele unzufriedene Leser; denn „was wäre das auch für ein Buch über Ulrich von Hutten, mit dem alle Welt zufrieden wäre? Möchte doch meine Schrift alle diejenigen herzlich ärgern, die ihr Held, wenn er heute lebte, ärgern würde. Möchten sie den Spiegel zertrümmern wollen, aus dem ihr Gesicht ihnen so ungeschmeichelt entgegenblickt!" Und diese Sympathie werden wir nur mit Freuden gutheißen. Wir haben hier nicht zu beweisen, daß Theilnahme, einstimmende Ueberzeugung mit Wahrheit und Gerechtigkeit schlechthin verträglich, daß Gesinnungslosigkeit nicht Bedingung der Objektivität ist. Daß diese nicht verkümmert würde, dafür war aber bei einem solchen Stoff durch einen Zug im Geiste des Biographen gesorgt, der schon aus der Schilderung der politischen Verdrießlichkeiten im Leben Märklins zu erkennen ist und der gerade in diesem Werke indirekt noch bestimmter sich herausstellt, einen Zug, der in einem tieferen Zusammenhange des künstlerischen Talents mit der persönlichen Stimmung wurzelt: man sieht, er verehrt den feurigen Kämpfer,

er ist innig durchdrungen von dem, wofür er kämpfte, aber er selbst ist eine betrachtende Natur, welche mehr die stille Entwicklung liebt, eine Natur, in welcher die energische Gesinnung gern in der reinen, ruhigen Form sich niederschlägt, ein Freund des Bürgerthums und seiner friedlichen Bestrebungen, dessen fein organisirten Nerven Lärm und Waffengeräusch nicht zusagt; wahrlich kein Erasmus, aber etwas von einem Goethe. Ja von dieser Seite ist es eben vielmehr nicht subjektive Vorliebe, sondern Ueberwindung derselben und verdienstvolle Gerechtigkeit, wenn er, um so viel freier als Goethe, auf dessen Verhalten gegen rauhe Lebenskämpfe wir später hinweisen werden, seines Mannes Sprudeln, Rufen, Faustballen, Verachtung der Städte, des Handels so mild und freundlich erzählt und beurtheilt, daß wohl der ernste Hutten selbst gerührt lächeln würde, wenn man ihm sagte: siehst du, Verächter der Safran- und Pfeffersäcke, so gerecht hat dich ein friedliebendes Kaufmannskind geschildert, das freilich im Kerne des Wollens und an Schneide der Gesinnung ein Ritter ist wie du! Schließlich blieb aber Hutten, auch nachdem er Kämpfer für Reformation und Einigung des Vaterlandes geworden, Humanist, seine beste Waffe das Wort und zwar das künstlerische Wort, denn sein Feuereifer verzehrte nicht sein Formtalent, und so war im Centrum der Aufgabe die Sympathie des Biographen, des furchtlosen Kritikers, des kühnen geistigen Kämpfers und des Künstlers, des Verehrers aller reinen Form und schönen Bildung, mit seinem Helden in ihrer ganzen Kraft dem Helden gesichert. Wir müssen daher dennoch zu unserem obigen Bedenken zurückkehren, daß bei so voller persönlicher Neigung zum Stoffe die Objektivität

der Behandlung leicht ins Wanken kommen konnte. Strauß hat sich nicht wankend machen lassen, ja er ist gerade in diesem Werke recht besonders objektiv. Man hat dieß als Kälte angegriffen. Ja, wenn man will, dieses Werk ist kalt; eine eherne Bildsäule, streng geformt, mit kühlem Fleiße gegossen, so daß das Erz in jede kleinste Falte der Form ohne Bruch und Riß einschoß, und dann noch ringsum bearbeitet, daß auch nicht eine Spur stehen blieb, welche an das Machen und das Subjekt des Machers erinnert. Legt man aber die Hand an das Standbild, läßt man sie daran liegen, so fühlt man das kalte Erz wieder erwarmen, glühen, der heiße Strom, aus dem es geworden, erneuert sich und geht mit unwiderstehlicher Gewalt in dich über: ein Niederschlag der tiefsten inneren Wärme, der im Betrachten noch einmal weich wird, aufthaut; eine Objektivität, die nichts Anderes ist, als die volle Objektivirung der innigsten, von dem Gehalte rein erfüllten Subjektivität; eine sächliche Strenge, die ganz zurückweist, um ganz anzuziehen, ganz den Gegenstand uns, uns dem Gegenstand anzueignen; kurz ein rundes, volles, gegossenes, gediegenes Kunstwerk der biographischen Geschichtschreibung. Nicht so kann es mit der Objektivität gemeint sein, daß der Schriftsteller gar niemals mit seiner eigenen Reflexion hervortreten soll. Strauß hätte da und dort ungleich mehr in seinem Namen geradeheraus sprechen und dennoch ganz objektiv bleiben können. Er beherrscht sich darin bis zur äußersten Knappheit; selten, nur an den wichtigsten Wendepunkten, faßt er das Ergebniß in allgemeine Sätze zusammen, die er als sein eigenes Urtheil ausspricht; sonst streut er nur wenige kurze, scharfe Winke zwischen die Erzählung

wie folgende: „wer für eine Schrift gegen die heutige Theologie um ein Motto verlegen ist, dem sei die Stelle (aus Huttens Invektiven) empfohlen: vos autem quomodo credemus viam virtuti patefacturos, cum claudatus veritati?“ oder zu Huttens Wort, so lange uns Deutschen die Einigkeit fehle, gebe es keine noch so schwache Nation, die uns fürchtete, ja nicht anzugreifen wagte, der kurze Ausruf: „daß das nach 300 Jahren noch immer so ist!“ Es ist nun freilich leicht gesagt, Strauß hätte mehr des Räsonnement geben und doch ganz gegenständlich bleiben können. Die Grenze, wo das Subjektive in jenem Maaße hervortritt, mit welchem es wenigstens vor dem strengen Forum des Begriffs einer monumentalen Geschichtschreibung zum unstatthaft Subjektiven, zum bloß Subjektiven wird, ist so schwer zu bestimmen, daß wir lieber etwas zu viel Knappheit, zu viel Sorge, ja nur den Gegenstand selbst sprechen zu lassen, als ein Jota zu viel von der Lust des Subjekts dulden wollen, sich selbst und sein Meinen zu vernehmen und vernehmen zu lassen. Eine leichtere Lectüre wäre freilich das Buch geworden, wenn, wie wir zu Anfang dieses Ueberblicks uns ausgedrückt, mehr Sauce bei den Brocken wäre; aber ob eine ebenso classische, das ist eine andere Frage. — Einen Charakter der Strenge trägt unsere Biographie jedoch nicht bloß durch diese Objektivität seiner Haltung überhaupt, sondern auch durch seine Gelehrsamkeit, die unbestechliche Gewissenhaftigkeit in Behandlung des historischen Stoffes, in Ermittlung der thatsächlichen Wahrheit. Oft muß es zögernden Schritts durch Zweifel vorwärts gehen, der Leser ist gespannt und muß sich die Geduld auflegen, bei Untersuchungen über Zeit und Verfasser dieser

oder jener Schrift sich aufzuhalten; er ist in vollem Athem und muß Auge und Aufmerksamkeit zwischen dem Text und den Noten hin und her bewegen. Allein was die erstere Erschwerung betrifft, so vergesse man nicht, daß der Verfasser keine Vorarbeiten hatte, welche ihm jene Untersuchungen abgenommen hätten, so daß er auf Abgemachtes sich berufend ungehemmter sich bewegen könnte, die Noten aber geben größtentheils den lateinischen Text aus Huttens und Anderer Schriften, und daß er uns die bedeutendsten Stellen wohlausgewählt im Original mittheilt, darüber wohl wird er keiner Entschuldigung bedürfen, sondern nur unseres Dankes dafür gewiß sein.

Wir haben zu Anfang gesagt, für das Pathologische sei überall, auch bei dem Gesunden und Großen, hinreichend gesorgt, und fassen dieß wieder auf, um nun auf unsern Mann überzugehen. In der That brachte des Helden sterbliche Seite jenem klaren Blick für die Grenzen, womit jede endliche Größe behaftet ist, Stoff genug entgegen, um in der Begeisterung die milde Ironie nicht ausgehen zu lassen. Ein Abenteurer, ein Vagant, ein Thunichtgut, ein Mensch, der in keiner positiven Fachwissenschaft einen Gradum erreicht hat, ein Mensch ohne Amt und Würde, ein „Nemo," fast immer in Geldnöthen und von einer übeln Krankheit übel heimgesucht; ein Mensch, beinah so angethan, daß Manchem etwas wie das Wörtchen Lump auf der Zunge schweben mag! Doch das Wörtchen auszusprechen wäre gegenüber einem Wissen und einer Thätigkeit wie die unseres Helden wohl selbst dem vollendeten Philister unmöglich und was die Krankheit betrifft, so hat der Biograph gehörig vorgebeugt, daß nicht böser

Wille oder häßliche Phantasie, die sich mit widerlicher Wichtigkeit in geschlechtliche Untersuchungen einhackt, fernerhin mit dieser düstern Stelle im Leben des Mannes ihren Mißbrauch treibe. Man könnte zu dem, was hierüber gesagt ist, noch fügen: wenn zu der von Hutten selbst gemäß der Naivetät der Zeit nicht geläugneten menschlichen Schwachheit, daß er sich des sexuellen Umgangs nicht enthielt, durch die Ansteckung mit einem damals so furchtbar verbreiteten Uebel offenbar kein weiterer Vorwurf zuwächst, so müßte, wer diesen Umstand bei Hutten mit so viel Gewicht verhandelt, consequenter Weise mit derselben Ausführlichkeit bei jedem historischen Charakter die Frage ventiliren, ob er keusch geblieben sei: eine Absurdität und eine Offenbarung versessener eigener Unreinheit, die doch selbst der Aberwitz sich nicht verhehlen wird. Daß jedoch Hutten mit einer besonders starken Sinnlichkeit behaftet gewesen sei, scheint uns nicht so erwiesen, wie Strauß annimmt, und das höchst glückliche, treffende Bild der folgenden Stelle daher mehr in der Beziehung auf sein affectvolles Wesen überhaupt, als auf seine Sitten im engeren Sinne des Wortes gerechtfertigt: „ein Sturm geht durch diese Schriften, wie durch das Leben ihres Verfassers, der aus einem tief leidenschaftlichen Gemüthe stammt; was in denselben brennt, ist nicht das weiße, stille Gaslicht der Idee, sondern die brausende rothe Flamme, die auf derbere Nahrung hinweist. Bewundern wir, wie rein diese verzehrt, erfreuen uns an der Wärme und dem Lichte, die sie verbreitet, aber rechten wir nicht mit ihr über die Stoffe, welche sie in ihr lauteres Element zu verwandeln weiß." Und dieß erst ist es, was wir eigentlich unter dem Pathologischen im Charakter des

Helden verstehen, wie solches den ironischen Zug in der Haltung des Biographen begründen mußte: Hutten ist eine durchaus leidenschaftliche, ungestüme Natur, ungeduldig, unvorsichtig, stets gereizt und reizend, schneidend, jagend, stürmend, ein Mensch wie lauter Feuer. Hutten literas ad me dedit ingenti spiritu aestuantes u. s. w. schreibt Luther. Das Eiferartige, der θυμὸς ist sein Wesen, „die Hebamme seines Geistes ist der Zorn.“ Dem klaren, überschauenden Geiste muß eine solche Natur stetigen Anreiz zur komischen Auffassung darbieten, aber mitten im Entstehen wird der Anreiz unterbunden, abgeschnitten durch die Größe der Zwecke, welche den Keim und Inhalt der lodernden Leidenschaft bilden, durch die Läuterung, welche dieser Inhalt in die wilde Flamme bringt. „Seine Werke steigen an Bedeutung in dem Verhältniß, als die Gegenstände seines Zornes bedeutender werden, dieser selbst reiner wird.“ Das Verhältniß kehrt sich um: die große Idee wird das Führende, der Affekt wird ihr Organ, ihr geflügelter Bote. Nun ist es, was Kant Affekt der wackern Art, affectus strenuus nennt, das Gute mit Leidenschaft: nun gilt von Hutten das Wort, daß ohne Leidenschaft nie etwas Großes geschehen ist. Man kann an ihm als einem wahren Typus jetzt recht ersehen, in welchem Sinne Zorn und Haß sittliche Mächte sind: sie sind es, wenn ihre Gluth gegen die Principien, gegen die Hindernisse ewiger, weltgeschichtlicher Wahrheiten und Zwecke gerichtet ist, sie sind es, wenn sie dem Wahne, dem Schlechten, dem Bösen gelten; sie sind es, wenn sie nur das Negative sind im Positiven der Begeisterung für ein Allgemeines, dem ein braver Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, seine kleinen Interessen

unterordnet, sein Glück, sein Theuerstes zu opfern bereit ist. So ist unser Hutten; ein, wie er selbst gesteht, „nicht immer vorsichtiger, aber eifriger Kämpfer" gegen diejenigen, welche sich der aufgehenden Sonne der Bildung und Wahrheit als hindernde Wolken entgegenstellen; ihn hat Gott mit dem Gemüthe beschwert, daß ihm „gemeiner Schmerz weher thut und tiefer, denn vielleicht Anderen, zu Herzen geht;" keine Privatsache ist es, die er betreibt, kein eigener Handel, kein persönliches Geschäft; „was kann Hutten erfreuen, das er allein genießen und nicht sogleich allen Guten mittheilen möchte? oder was mag zur Förderung des gemeinen Nutzens in Deutschland dienlich sein, das er im Verborgenen lassen dürfte?" er opfert der großen Sache sein Behagen, seine Sicherheit, er opfert ihr die Ruhe der zärtlich geliebten Mutter:

Obwohl mein fromme Mutter weint,
Da ich die Sach hätt gfangen an,
Gott wöll sie trösten, es muß gahn!

und er wäre jeden Augenblick gefaßt, im offenen Kampfe sein Leben hinzugeben. Dieß, das große ethische Wollen im Elemente von lauter Gluth und Feuer ist es, was Huttens Erscheinung ihre so bestimmte eigenthümliche Farbe gibt, was ihn mit einem brennenden Roth unauslöschlich in die Geschichte eingezeichnet hat, dieß ist es, wodurch er unter den Geisteshelden des sechzehnten Jahrhunderts wie der jugendliche Renner Achilles leuchtet, oder, mit den Worten des Biographen zu sprechen: der ganze Ueberschuß des ritterlichen Feuers in Hutten, das sich durch den Degen nicht Luft machen

konnte, ergoß sich durch die Feder in seine Schriften und gab ihnen jenen kriegerischen, jugendlichen, heldenhaften Ton, der ihren unvergänglichen Reiz ausmacht.“ Gluth ohne Dauer freilich ist werthlos, Huttens Gluth aber war nachhaltig, stetig, „mit immer neuen Stößen drängend, stürmend;“ er ermattet nie, Widerstand verdoppelt den Eifer dieses Heißsporns; ich werde, sagt er seinen Feinden, stacheln, spornen, reizen, drängen zur Freiheit; die mir nicht sogleich beifallen, werde ich durch unablässige Ermahnung besiegen, durch Beharrlichkeit zwingen; dabei habe ich keine Sorge noch Furcht vor Mißgeschick, sondern bin auf Beides gefaßt, entweder euch den Untergang zu bereiten zum großen Vortheil des Vaterlandes, oder mit gutem Gewissen ehrlich zu unterliegen. Ein Geist von so ununterbrochen gleich straffer Spannung gehört zu den großen Seltenheiten im Menschengeschlecht und die Gleichmäßigkeit dieser Spannung erscheint in doppeltem Werthe, wenn man die furchtbar niederschlagende Wirkung einer Krankheit bedenkt, welche nicht nur von fast unaufhörlichen Schmerzen, sondern, was specifisch herabdrückender ist, von fast beständigem Fieber begleitet war. „Wir haben,“ sagt Strauß zum Schlusse der Schilderung seiner Leiden, „ihm bisher die Anerkennung unterschlagen, die, neben der Bewunderung seiner Schriften, der Geistesstärke gebührt, welche dazu gehörte, um während eines so schrecklichen, langwierigen und hoffnungslosen Siechthums Werke hervorzubringen, an denen nichts matt, Alles Gesundheit, Frische und Leben ist.“ Das war nun freilich kein Mann der Transaktionen und Approximationen. Einer Macht gegenüber, welche nie nachgibt, nie ein Jota ihres Systemes opfert, muß es, das begreift er,

zum ganzen vollen Bruche kommen. Jacta est alea! Perrumpendum est tandem, perrumpendum est! Huttens Geist war der Geist der Entscheidung; es fragte sich, welches Mittel entscheiden sollte, ob der Geist mit Waffen des Geistes oder mit dem Schwerte. Hier wendet sich sein Leben zur tragischen Katastrophe und von seinem Recht oder Unrecht sprechen wir nachher.

Hutten wird aus einem Humanisten ein Vorkämpfer der Reformation; das will nicht heißen, er habe mit dem Zweiten aufgehört, das Erste zu sein; er bleibt auch als Ritter der Reformation Humanist. Der Humanismus, die klassische Formbildung führt ihn in die ethisch politische Welt der Alten ein, weckt in ihm wie überall in der bis dahin noch barbarischen Welt des Nordens, den Sinn des menschlich Gesunden, Gerechten, Vernünftigen, wie es eine Macht sein soll im öffentlichen Leben. Dieses nordische Barbarenthum trug und nährte in sich bei aller Roheit seiner Kulturzustände ein Unendliches, von dem das klassische Alterthum nichts geahnt hatte, eine Wunderwelt der Liebe, einen unaussprechlichen Schatz von Geistigkeit in den Tiefen des Gemüthes. Die Kirche des Mittelalters hatte diese innere, durch das Christenthum entbundene Gemüthswelt in dem Bau ihrer Einrichtungen, dem System ihrer Formen aufs Neue in die Sinnlichkeit der Naturreligion übersetzt, das Geistigste, Innerlichste in ein Aeußerliches verkehrt, das in furchtbare Verderbniß mit Nothwendigkeit ausartete. Es gab zwei Wege der Bekämpfung: Erneuerung und Befreiung des innersten Kerns durch die Energie des Gemüths und Umgestaltung des schlechten Organismus, Neuschöpfung eines Baues, der die Kirche zum Staat in ein

gesundes, dem wahren Bedürfniß der nationalen Kraft und Ehre entsprechendes Verhältniß setzte. Die zweite dieser Richtungen durfte allerdings von der Wurzel, der tiefen Energie des Gemüths sich nicht trennen, sonst war sie ohne Basis, ohne Kern, aber diese innerliche Seite wird bei ihr mehr in der Form allgemein ethischer Wärme, als in der Form specifisch religiöser Innigkeit auftreten. Beide Richtungen stellen sich dar und ergänzen sich in Luther und Hutten; jener ist ärmer in seinem Wollen, denn er entwickelt nicht die kirchlich politischen und weltlich politischen Consequenzen einer Umgeburt des Glaubens; dieser ist ärmer an Tiefe, denn er bleibt, was den geistigen Kern der großen Umwälzung betrifft, bei dem ethischen, antiken Begriffe der virtus stehen. Er hat nicht die volle, concentrirte Innigkeit Luthers; dafür verkehrt er aber auch nicht den Begriff des Glaubens, worin Luther dieser Concentration, richtiger: dieser Rückgabe des entwendeten eigenen Centrums an den Menschen ihren Ausdruck gab, in den neuen falschen Begriff des Glaubens an einen stellvertretenden Opferakt, der die Versöhnung mit Gott, die Jeder nur frei in sich vollziehen kann, thatsächlich außerhalb unser vollzogen haben soll; dafür hat diese weltliche, geöffnete, ritterliche, ethisch politische Natur nichts von dem „geistlich Gebundenen, Verdüsterten“ in Luthers Persönlichkeit. Insofern wohl wirkt Luther mehr ins Weite, als er sich von Anfang an vor Allem an das Volk wandte, während Hutten vornherein durch die Großen wirken wollte; „aufklären läßt sich mittelst der Großen, aber reformiren, ein veraltetes Kirchen- oder Staatswesen umbilden, nur, ob mit, ob gegen die Großen, durch die Mittleren und Kleinen.“ Doch mußte

Hutten anfangs hoffen, durch die Großen und gerade durch den Kaiser zu seinem umfassenderen Zwecke, der mit der befreiten Kirche zugleich die politische Einheitsbildung im Auge hatte, zu gelangen. Denn dahin hob sich ja bald im Unterschiede von Luther seine weitschauende Auffassung. Er geht wie dieser aus von der Empörung über den moralischen Zustand der Kirche, die Wollust, die Schlemmerei, die Prunksucht, die Habsucht, welche das Höchste, die Religion zur Fundgrube schnöden Gewinns macht, die Ränke, die ganze Fäulniß, die nicht zum kleinsten Theile eine Folge des Cölibates war; die „unreinen Schweine, die verruchten Krämer sollen nicht länger mit den entweihten Händen das Heiligthum berühren;" und so lang er wirkt, bleibt der energische Grimm gegen die verdorbenen Sitten der Pfaffen ein Grundton. Aber, politisch, wie sein Geist ist, faßt er die moralisch religiösen Uebel vom Standpunkte des Rechts, der Freiheit („sterben kann ich, aber Knecht sein kann ich nicht"), des Vaterlandes; er faßt den Ablaßunfug, „den verruchten Handel mit Gnaden, Dispensationen, Absolutionen und allerlei Bullen, diesen Markt mit heiligen Dingen in der Kirche Gottes," die heilige Gaunerei, wie Shakspeare sagt, das Aussaugen, Ausplündern durch Curtisanen, Pallienhandel und was Alles zu diesem Erpressungssysteme gehörte, vom Standpunkte der vaterländischen Freiheit und Ehre. Ihn empört, daß ein fremdes, ein romanisches Volk das deutsche also soll im Joche halten, ausbeuten, und noch dazu als hirnlos verhöhnen dürfen. In voller Kraft und Schöne ist der nationale Gedanke, wie vorher nirgends, in diesem Hutten da, und das edle, mannhafte, treue deutsche Herz muß uns vor Allem schon darum theuer sein. So

begreift er ganz den absolut unnationalen Charakter des Ultramontanismus. „Diese Römlinge," sagt er in seiner Türkenrede, „gönnen eher den Türken, als den Deutschen einen Zuwachs an Macht." Wie richtig hat er geschaut, was seither reichliche Erfahrung uns bestätigt hat und täglich neu bestätigt! Wer sein Vaterland ultra montes hat, wird in keiner politischen Frage rein blicken; in die Beurtheilung jedes Sachverhalts drängt sich ihm ein fremdes, nicht rein menschlich unbefangenes Interesse; er würde dem Feinde des Vaterlands die Thore öffnen, wenn ihm dieser die Förderung der kirchlichen Macht verbürgte, ja er hat es oft genug gethan; er verbündet sich mit der Freiheit, selbst mit der extremen Demokratie, um mit ihrer Hülfe die sogenannte Emancipation der Kirche vom Staat zu erreichen, die ihm so viel bedeutet, als Beherrschung des Staats; er verbündet sich mit der äußersten Rechten, um den Gewalthabern seine Unentbehrlichkeit zu zeigen und für die angebliche Rettung des Staats durch die Stütze der Kirche nachher die maßlose Rechnung aus der Tasche zu ziehen; es gibt keine Coalition, die ihm zu unsauber wäre, es gibt keinen noch so unbefangenen Fall, bei dem es der Staat nicht zu fühlen bekäme, daß er in der Kirche, sofern sie als Kirche zu einem besondern Staate mit dem Anspruch auf weltliche Macht sich versteinert hat, einen fremden Körper, einen schwärenden Dorn in seinem Fleische trägt.

Die nationale Idee, wie sie einen Hauptzug in Huttens feurigen Bestrebungen bildet, ist ihm zunächst einfach Herzenssache; er ist ein Patriot als braver deutscher Mann. Verdoppelt aber hat sich in ihm ihre Kraft durch seinen Humanismus; er hat den Geist der Vaterlandsliebe durch das Studium der Alten in

sich geweckt, gekräftigt, es ist etwas wahrhaft Antikes in ihn gekommen. Und nun ist es sein Schmerz, daß er das Vaterland seiner selbst nicht würdig sieht. Hutten weiß wohl, daß das Grundübel im deutschen Charakter der Uneinigkeit liegt; er klagt genau, wie wir heute klagen, daß diese Uneinigkeit uns zur Beute des schwächsten Feindes macht, er stößt Seufzer aus, die genau klingen, als hätte er mit uns zusehen müssen, wie selbst der Däne dem starken Deutschland Hohn lachen darf. Daß nun aber in ihm die politische Idee ganz mit der kirchlichen zusammenfällt, das ist es, wodurch er im tragischen Wendepunkte der Geschichte Deutschlands als der Patriot dasteht, der genau erkennt, um was es sich in den deutschen Verhältnissen handelt, der daher uns Neueren für immer eine prophetische Gestalt bleibt, eine Gestalt, deren Erinnerung sich an jede Klage über den versäumten großen Moment knüpfen muß: er begreift, wie Keiner, was wir heute noch beseufzen, noch lange beseufzen werden: daß der deutsche Kaiser, wenn er die Bewegung der Geister in Deutschland nicht verstand, wenn er nicht wenigstens den politischen Blick hatte, sie zu benützen, sich an ihre Spitze zu stellen, eine deutsche Nationalkirche unabhängig vom Papstthum zu gründen, mit der kirchlichen Freiheit zugleich den unwiederbringlichen Augenblick opferte, wo die politische Einheit zu gründen war; daß, wenn die Reformation gegen ihn des Schutzes einzelner Fürsten bedurfte, mit ihr die Fürstenmacht gegen die kaiserliche sich mit raschen Schritten zur Selbstständigkeit ausbilden mußte; durch jedes seiner Worte vibrirt die Ahnung, daß Deutschland seiner höchsten sittlichen That seine völlige politische Zerreißung und alle Leiden eines langen, entsetzlichen Krieges danken werde.

Wenn wir heute, nach 300 Jahren, rathlos vor der Frage stehen, mit welchen Mitteln die Nation nachholen könne, was in jenem großen Augenblick versäumt ist, wahrlich, Huttens Geist darf sagen: ich wußte es wohl, so mußte es kommen, wenn man uns nicht hörte. Er ist voll der alten Herrlichkeit und Größe der Nation, begeistert, wie sein „Arminius" zeigt, von dem Bilde, das Tacitus uns hinterlassen, begeistert von der großen Kaiserzeit; aber er ist darum kein Romantiker des Patriotismus, er versteht ächt politisch die Krise der Zeit, getreulich und klar sagt er dem Kaiser, in welcher Tiefe der Verblendung gegen sein eigenes Interesse er befangen sei, wenn er der Pfaffenherrschaft nicht ein Ende mache, kühn ruft er ihm zu, Deutschland könne jetzt keinen Pfaffenkaiser brauchen. Man kann, so verständig, wie er bei aller Wärme die specifischen Verhältnisse der Nation auffaßt, sagen, er sei der erste moderne Patriot.

Dieß ist das Charakterbild, wie es der Biograph Zug für Zug vor uns entstehen läßt. Er vergißt nicht, auf die Verwandtschaft mit Schillers Geist hinzuweisen; wem fallen nicht Goethe's Strophen ein: „es glühte seine Wange roth und röther von jener Jugend, die uns nie verfliegt" —? Es ist das Palladium, das ewige Ehrenrecht des Menschen, die Autonomie, was die beiden großen Herzen mit dieser reinen und stetigen Glut erfüllt hat. Auch im Talente zeigt sich die Verwandtschaft. Der Unterschied ist zwar groß genug: Schiller ist Dichter, Hutten ganz Mann des Wollens und Wirkens; was er von Phantasie und Formgabe besitzt, verwendet er als Mittel zum hohen Zweck. Doch wissen wir, daß in Schiller die specifische Kraft der Phantasie nur in

unterbrochenen Stunden rein und ungemischt thätig war, daß zwischen die rein poetischen Stellen jene ausgedehnten Strecken sich hinziehen, wo die ideale subjektive Begeisterung des Dichters der mangelnden Objektivität ihr Feuer supplirt. Hier ist Schiller rhetorisch. Umgekehrt, wenn Hutten im ganzen Organismus seines Talents rhetorisch ist, so bricht doch in einzelnen Blicken, ungleich seltener freilich, als bei Schiller, ein wirklicher Dichter durch; Bilder, wie jenes in der ersten Rede gegen den Herzog Ulrich von Würtemberg, wo wir den Mörder bleich, mit stieren Augen von der vollbrachten That aus dem Walde zurückreiten sehen, sind Shakespearisch zu nennen. Schillers Geist ist dramatisch und Hutten steigt, nachdem er Lucian kennen gelernt, von Epigramm und Elegie durch die Mittelstufe der eigentlich rhetorischen Form, der Rede (und des Briefs), zu derjenigen Form auf, welche dem Drama am nächsten liegt: dem Dialog. Sie tritt zum erstenmal auf in der schneidendsten seiner Schriften gegen den Herzog Ulrich, dem Phalarismus, und wird am lebendigsten in den Inspicientes und dem Bullicida. Es ist die Auseinanderlegung des eigenen Innern in die objektive Form fingirter Personen und einer kleinen Handlung, wodurch hier der zürnende Rhetor innerhalb der Grenzen, welche die Tendenz setzt, in den Dichter übergeht. Haltung und Geist aber ist vorherrschend satyrisch und dieser gemischte Nebenzweig des Komischen das Gebiet, worin sich naturgemäß der Geist bewegt, der stets die Wirklichkeit über der durchglühenden Folie des Ideals betrachtet. Auch hier finden wir Schiller; er ist in den Xenien so viel fruchtbarer und schneidender, wie sein Geist direkter ethisch war, als Goethe's

rein poetischer Genius. Hutten ist witzig, der Zorn, der Unwille reizt den Witz in ihm auf. Er vermag, wie dieß eben in der Natur des Dialogs liegt, sich des subjektiven Pathos so weit zu entäußern, daß er zu der gegenständlichsten Form des Witzes, der Ironie fortgeht; natürlich aber bricht immer wieder das Pathos durch und eifert flammend, Stoß auf Stoß häufend in sprudelnden Ausrufungen, Anreden, Fragen; denn bei ihm „ist das Lachen nicht das Letzte, sondern der Zorn; er sieht in den Mißbräuchen, die er verspottet, nicht bloß das Thörichte, sondern mehr noch das Verderbliche.“ Strauß hat nachgewiesen, daß die Epistolae obscurorum virorum in Erfindung und im besten Haupttheile der Ausführung von Crotus Rubianus rühren; in diesem köstlichen Werke wird die Satyre zum objektiven Humor, der seine Bildungen, seine Charaktermasken völlig frei, in absoluter Naivetät, als wären sie ganz unbelauscht, sich ergehen läßt; o, wie göttlich selig befinden sich diese reinen Pfaffenexemplare in der himmlischen Gemüthlichkeit ihres Austauschs, in der Vollendung ihrer Aberweisheit, im süßen Ausplaudern ihrer Schweinereien, in der behaglichen Fülle ihrer Unwissenheit! Und wie wird diese vollendete Sicherheit der Naivetät durch die vollendete Selbstgewißheit dieses barbarischen Latein erhöht! — Es ist aber der zweite, mehr direkte Satyre enthaltende Theil, welcher Hutten, wie Strauß es wahrscheinlich macht, zum Mitarbeiter hat; ein weiterer Beweis, daß er mehr Satyriker, als Komiker ist.

Wir haben bis jetzt mehr von der Sache, als der Kunst des Biographen gesprochen; wer dieses Werk kalt findet, der verkennt nicht nur überhaupt das wahre Wesen der Objek-

tivität eines geistigen Kunstwerks, sondern übersieht mit merkwürdiger Blindheit überall auch im Einzelnen des Verfahrens, wie der Verfasser, während er seine Mühe, seinen Apparat und sein eigenes Feuer zurückhält, gerade nur um so energischer wirkt: er läßt seinen Mann selbst reden, er zieht mit feiner Hand überall das Wesentliche, Schlagende heraus und gibt uns von jeder seiner Schriften ein angemessenes, durch schlichte Klarheit befriedigendes Bild. Wir lernen das Pathos des Mannes und sein Formtalent, sein Verfahren, seine rednerisch poetischen Mittel immer zugleich kennen. Was die Form im engeren Sinn der Sprache und des Versbaus betrifft, so war Hutten bekanntlich einer der besten Latinisten seiner Zeit. Seine Distichen erhalten wir in gewandter Uebersetzung. Vom Jahr 1520 fängt Hutten an, seine lateinische Kunst dem großen Zwecke der Einwirkung auf die Nation zu opfern, und wir lesen sein schwerfälliges Deutsch mit jenem gemischten Gefühle des drückenden Gedankens an den so besonders schweren und langsamen Gang, den die deutsche Bildung nahm, bis sie in Sprache und innerer Form die klassische Helle und Schönheit sich angeeignet, und der Rührung über die innere Wärme, wie sie mit dem harten, noch ungefügigen Materiale kämpft.

Eine reiche Gruppe von Charakterbildern umgibt dieses Gemälde des Helden und erhöht es durch Farbenunterschied und Schatten, durch Verwandtschaft und Gegensatz. Die bedeutendsten Humanisten der Zeit, Deutsche und Italiener, lernen wir kennen, indem sie mit Hutten in Verbindung treten, während der Pfaffengeist als Obscurantismus im feindlichen Heerlager, vornämlich in seinem Hauptneste, Köln, an

der Spitze die gefährliche Fratze Hochstratens, durch den Reuchlin'schen Streit zur vollen Anschauung gebracht wird. Die deutschen Humanisten, die hier vor uns auftreten, schreiten nun in verschiedenen Graden des Interesses auch zur Theilnahme an der Reformation fort, und dieß lag ja in der Natur der Sache: gerade Reuchlins Streit mit den Kölnern zeigte, daß Reformation und Humanismus in der Wurzel zusammengehören müssen, da sie Einerlei Feinde hatten. Klassische Bildung und Erkämpfung einer sittlich gesunden, von falschen Transcendenzen und verkehrter Ascese gereinigten, innerlich freien Lebensform müssen ja zusammenfallen. Aber keineswegs schlechthin. Bildung ist friedlicher Entwicklungsgang; sie wird die ethische Befreiung des Menschen in irgend einem Sinne immer als Frucht in ihrem Schooße tragen; dieser Sinn kann sich aber auf eine bloße Anschauung, ein bloßes Bild der inneren Freiheit ohne wahre Realität beschränken, die Bildung kann über einen Charakter, der innerlich nicht befreit ist, herwachsen, obwohl innere Befreiung an sich ihre Consequenz ist; die Ziehung dieser Consequenz fordert noch ein Anderes, die ethische Neuschöpfung verlangt einen Willensakt. Die Bildung dringt nach der Form hin und anticipirt gern eine harmonische Vollendung, ohne vorher für ihren Kern gesorgt zu haben. Daher führt sie sogar eine Scheue mit sich vor dem, was sie in Wahrheit zugleich wollen sollte: eine Scheue vor dem Durchgreifenden, von vorne straff Beginnenden einer ernsten Charakterkrise; sie liebt die stille, sanfte Continuität, sie erschrickt vor dem entschiedenen Bruch. Doch der Einzelne mag eher mit sich fertig werden, es handelt sich weniger von ihm,

als vom Ganzen, Oeffentlichen, und hier erst zeigt sich der tiefe Unterschied. Bildung ist nicht für Alle, erweitert sich über die Massen nur in äußerst langsamer Ausdehnung; dem Volke soll das Kleinod sittlich religiöser Befreiung errungen werden, ehe es zur Bildung reift, ja als Grundlage möglicher Bildung. Und dieß will Kampf, öffentlichen Kampf. Im großen öffentlichen Kampfe geht es aber nie ganz reinlich und säuberlich her; Rohheit, Wildheit kommt zu Tage, Leidenschaften werden entfesselt, furchtbare Mißverständnisse scheinen das neue Licht zu verlöschen; eine alte Autorität fällt, die neue ist noch nicht begründet, mit der Ehrfurcht vor jener scheint alle Ehrfurcht zu schwinden, das Chaos einzubrechen; da braucht es sittlichen Muth, nicht irre zu werden, eine harte Haut, nicht verletzt und zurückgestoßen sich in das Asyl der stillen Genüsse der bloß persönlichen, esoterischen Bildung zurückzuziehen. Hutten aber, der Mann voll Liebe der Wissenschaft, ist zugleich auch der Mann der Kraft, der den rauhen Boden der Thaten zu betreten keine weichliche Scheue kennt. Er muß Manchem seiner humanistischen Freunde an Feinheit, an Klugheit, an ästhetischem Talent hintanstehen, aber die ethische Gewalt seiner Natur ist es, die ihn hoch aus ihrem Kreise hebt, indem sie das Interesse des Humanismus und der Reformation in ihm zur wirklichen, concreten Einheit bindet. So erzeugt sich ein Contrast von der lebendigsten, belehrendsten Wirkung: die bloßen Humanisten fallen, da es mit der Reformation Ernst wird, erschrocken fast sämmtlich von der großen Sache ab, Hutten wird unter Kampf, Hinderniß, Gefahr nur immer eifriger, glühender, ohne darum dem Humanismus abtrünnig

zu werden. Es ist keine leere Zuthat, sondern ein ganz organisches Glied dieser Biographie, daß uns zum Schluß auch der Ausgang jener Männer erzählt wird, daß wir sehen, wie der geistreiche Humorist, der Verfasser der Epistolae obscurorum virorum, Crotus Rubianus, der feine Pirkheimer, der gemüthliche, sanfte Mutianus Rufus, dem die beata tranquillitas Losungswort war, den Sturm nicht ertragen, sondern nach lebhaftem Anlauf der Theilnahme an der Reformation, da sie rauher und gewaltsamer in die Welt tritt, da gar der Bauernkrieg ausbricht, hinter sich gehen, den Schatz des neuen Lichtes der Menge aristokratisch verbergen möchten, unzufrieden, zerfallen mit der Gegenwart hinsinken, erlöschen, und nur der heitere, lebensfrische Eoban Heß bis zum Ende ausharrt. Die Hauptfigur aber, die unsrem Helden in reinem, vollem Contraste gegenübersteht, ist Erasmus: ein geschichtlicher Gegensatz von zwei Naturen, wie ihn wirklich ein Künstler selbst nicht besser hätte erfinden und anordnen können, neben einander zwei Typen von allgemeiner, für alle Zeiten wahrer Bedeutung. Wir kennen unsern Biographen schon zu gut, um zu fürchten, er werde sich gegen das berühmte Haupt des Humanismus durch diesen Contrast zur Ungerechtigkeit verführen lassen, er werde dem Manne, den er als Inbegriff fast alles dessen bezeichnet, was infolge der Wiedererweckung des Studiums der Alten die Geister der abendländischen Nation seit mehr als hundert Jahren errungen hatten, sein unendliches Verdienst schmälern. Die Darstellung, wie nun aber diese Natur durch die Reformation aus dem Gleichgewichte gebracht wird, gehört zu den wahrhaft classischen Partien des Werks. Erasmus genießt zunächst

jede Entschuldigung, die wir einem Goethe gönnen, wenn sein reinlicher, milder, schöner Sinn von dem Rohen, was die großen historischen Kämpfe unvermeidlich mit sich führen, abgestoßen wird. Ursprünglich ist er dem Zwecke der Reformation gar nicht entgegen, er selbst hat Aberglauben des Volks, Unwissenheit und Barbarei der Geistlichen, Aberwitz der Scholastik, Plackereien der Fastengebote, auch die Herrschsucht und Habsucht des römischen Hofs mit der Waffe des Spottes angegriffen; aber der feine, ironische, diplomatische Mann wird von Luthers leidenschaftlicher Energie, von der Gewaltsamkeit, womit die Reformation auftritt, zurückgestoßen; er will sachtes, allmähliches Wirken, milde Formen, er will, da der Kampf heftiger entbrennt, „lieber Zuschauer, als Mitspieler" sein, ihm ist Streit und Krieg der Uebel größtes und er will lieber von der Wahrheit ein Namhaftes zurücklassen, um — mit Papst, mit Bischöfen die Kirche zu reformiren, er will „die bittere Pille so süß als möglich einhüllen." Und worin er nicht nur Namens seines Naturells, sondern der Sache selbst für die nächste Zeit Recht hat: er fürchtet für den Fortgang der humanistischen Bildung. Er wurde auch unterbrochen, aber unterbrochen, um ihrer Zukunft den tieferen sittlichen Boden zu legen. Einem solchen Manne mußte es gegenüber einem Luther und Hutten zu Muthe sein, wie wenn ihm auf eine zierliche, säuberliche Reinschrift von roher, täppischer Hand das Tintenfaß ausgeschüttet würde. Soweit ist Alles nur natürlich. Aber Erasmus ist nicht ein reiner Typus der humanistisch quietistischen Geistesform wie Goethe. Goethe's Scheue war nicht Feigheit, Eitelkeit, Egoismus, Servilismus, und er ist nie bissig, nie boshaft,

nie unwahr gewesen. Diese übeln Flecken treten in Erasmus zu Tage, da die entscheidende Stunde kommt, wo er nicht mehr hinter dem Berge halten kann, wo es heißt: Entweder Oder. Sie kommt, da der flüchtige Hutten in Basel die erste Zuflucht sucht. Der feine Herr will sich vor seinen hohen Gönnern nicht bloßstellen, weicht unter elender Ausflucht dem Besuch Huttens aus, verläugnet in einem Brief an seinen Freund Laurinus in Brügge spitzfindig, kalt und falsch die Reformatoren, lügt über einzelne Umstände, es entbrennt in der Expostulatio Huttens und der Spongia des Erasmus jener bittere Streit, worin Hutten wohl die „Starrheit an den Tag legt, durch die er sich aus allen Verhältnissen herausgesetzt," Erasmus aber „Wahrheit und Würde" aus den Augen verliert, und es treten sich so „zwei ganze Menschen, zwei geschlossene Standpunkte entgegen, deren jeder seine einseitige Berechtigung hat, aber eben durch diese Einseitigkeit der Schuld und dem Schicksale verfällt." Doch die Schuld ist ungleich: rücksichtsloses Durchfahren entehrt nicht, wie feige, eitle, kriecherische Rücksicht. Erasmus gehört doch nicht bloß zu den Leuten, die den Pelz waschen und nicht naß machen wollen; es ist ihm auch wieder mit dem Waschenwollen nicht Ernst. Er war zu gescheidt, um mit voller Ueberzeugung zu schreiben, wie er in der Spongia that: man könne wohl den einzelnen Papst tadeln und hassen und doch mit dem Papstthum es halten: „eben die Erfahrung war ja damals reif geworden, daß das Verkehrte und Verderbliche im Papstthum selber liege, daß also ein zufällig besseres Individuum, das in die Stellung eines Papsts komme, entweder durch dieselbe verderbt oder doch so gebunden werde,

daß seine Vorzüge dem Institute und der Welt nicht zu gute kommen.“ Das volle Bild des matten juste milieu, das Erasmus einnimmt, geben seine Vorschläge, wie man sich auf beiden Seiten mäßigen, hübsch ineinander schicken solle; in allen Hauptartikeln des christlichen Glaubens sei man ja einig, der Streit betreffe nur Unwesentliches, die Gelehrten sollen ohne Zank und Schmähungen über die Beilegung des Zwiespalts und das Beste der Christenheit verhandeln und die Ergebnisse dieser Verhandlungen in geheimen Briefen dem Papst und dem Kaiser zur Kenntniß bringen, — „ein Vorschlag, der so kindisch ist, daß man glauben müßte, Erasmus selbst habe im Stillen darüber gelächelt, wüßte man nicht, wie die Furcht vor Revolutionen die klügsten Männer seiner Art über das Unzureichende der Mittel, die sie dagegen in Vorschlag bringen, zu verblenden pflegt.“ Vielleicht hat er doch gelächelt. Gegen solche matte Auskünfte stellt sich einfach wahr Huttens Wort: Christus habe erklärt, nicht den Frieden, sondern die Entzweiung und das Schwert bringe er; die Schuld der Unruhen falle auf diejenigen, welche das Evangelium nicht leiden wollen; auf die Frage aber, was besser sei, die Unruhen in den Kauf zu nehmen, oder, um sie zu vermeiden, die Unterdrückung des Evangeliums sich gefallen zu lassen, könne die Antwort nicht zweifelhaft sein. In ihrer Vollkommenheit tritt aber die Perfidie des Gegners zu Tag in der hübschen Ausflucht: „er spare sich, um ferner nützen zu können,“ seine spitzige Bosheit in der Fluth indirekter Angriffe auf Huttens menschlichen und sittlichen Charakter und schließlich in dem Denunciationsbriefe an den Rath von Zürich, der dem Unglücklichen seine letzte Zuflucht stehlen sollte.

Doch sehen wir von diesen häßlichen Zügen des einzelnen Mannes ab und fassen das Ganze der Sache selbst mit den Worten unseres Biographen zusammen: „In der Reformation verengte sich der Geist der Zeit, aber dieses sich Verengen war zugleich ein sich Zusammennehmen, und zusammennehmen mußte er sich, um seine Aufgabe zu lösen. Der Humanismus war weitherzig, aber auch mattherzig, wie wir an keinem Andern deutlicher sehen, als an Erasmus: er hätte die Umbildung der Zeit nicht durchgesetzt. Luther war engherziger, beschränkter, als Erasmus: aber dieser sich zusammenhaltenden, nicht rechts noch links sehenden Kraft bedurfte es, um durchzubrechen. Der Humanismus ist der breite, spiegelnde Rhein bei Bingen: er muß erst enger und wilder werden, wenn er sich durch das Gebirg die Straße zum Meer bahnen will. Dadurch eben war Hutten so einzig, daß er mit der humanistischen Geistesweite den reformatorischen Willensdrang vereinigte."

Bei dieser Vergleichung des Humanismus und der Reformation drängt sich uns eine Bemerkung, eine Erweiterung dieser Betrachtungen auf, die sich an einen früheren Punkt in Huttens Leben knüpft: von seiner Reise nach Rom bringt er keinen Eindruck zurück, als den Abscheu über die kirchlichen und sittlichen Zustände. Es ist, als hätte er von der damaligen Kunstblüthe Roms gar nichts gesehen. Ebenso erging es bekanntlich Luther, aber es ist bei Hutten, dem Humanisten auffallender. Das Auge der Deutschen, die damals nach Italien kamen, einen Künstler von Fach wie Albrecht Dürer ausgenommen, hat sich daselbst gegen das Aesthetische schlechtweg verschlossen; bei Allem, was für die

Kunst geschah, haben sie nur an die Hauptquelle der Ausgaben, den Ablaß, die Aussaugung Deutschlands, an den schlechten Luxus gedacht, der mit dem edleren Luxus des classischen Landes Hand in Hand ging. Das ist barbarisch, darin waren auch unsere Humanisten damals Barbaren und diese Barbarei des äußeren Formsinns, die selbst den philologisch Gebildeten noch anhing, hat wesentlich noch dazu gehört, um Deutschland, um einen großen Theil Europa's dem Joche der romanischen, mittelalterlichen Religionsform und Geistesumstrickung zu entreißen. Der Katholicismus besticht ästhetisch durch die pompösen Formen eines südlichen, classischen Pathos. Die Völker, in denen der Formsinn über den Sinn des Inhalts wiegt, sind daher in seinen Banden geblieben. Im modernen Deutschland, als die überreife ästhetische Bildung den ehrlichen, nackten Wahrheitssinn zu ersticken drohte, in der Epoche der Schöngeisterei, der Genialität und Romantik haben wir die Uebertritte erlebt, die von einer poetischen Vorliebe, einer „prédilection artistique“ für die farbigen Formen des Mittelalters und seiner Kirche ausgingen; die poetische Illusion verkehrte sich alsgemach in eine dogmatische. Der hierarchische Bau und was dazu gehört von Wundern und Glanz der Bilder wurde für wahr gehalten, weil er schöner aussieht, als die sparsamen, strengen Formen, welche das Bedürfniß der inneren Sammlung erzeugt, und so landete der geniale Anfang endlich bei dem scheinlosen, bitteren Ernste, der den Geist der Aufklärung, den er mit Seichtigkeit und Altklugheit verwechselte, aus der Geschichte streichen zu können meinte. Eine solche Gefahr war nicht bei einem Goethe, er verachtet gründlich

das Pfaffenthum und den Wahn, aber er bietet dennoch gegen jene groben Deutschen des sechzehnten Jahrhunderts, welche nur das moralische, politische, religiöse Verderben und von der Kunst nichts sahen, den reinsten Gegensatz eines ästhetisch gebildeten, ästhetisch auffassenden, von der Wirklichkeit, von allen Fragen nach innerem und äußerem Volkswohl rein abstrahirenden modernen Pilgers in Italien. Es ist dieß für ihn, den Menschen, der schlechthin auf das Schöne und die Betrachtung gewiesen war, kein Vorwurf, aber wo er allgemein urtheilt, zeigt sich die gründliche Beschränkung seines Blicks in dem bekannten Epigramme gegen das Lutherthum, worin er ihm seinen Haß erklärt, weil es wie das Franzthum seiner Zeit ruhige Bildung zurückgedrängt habe. Er kann damit nicht bloß die spätere Versteinerung der Reformation in einem neuen Dogmenzwang, nicht bloß das wüste Theologengezänke im Auge haben; nein, er meint die Einseitigkeit, die Leidenschaft, womit sich Luther selbst und mit ihm seine Nation rein auf die inneren, inhaltsvollen Interessen des Geistes warf, allem schönen Schein, aller runden, sanften, menschlich schönen Bildung zunächst den Rücken kehrte, so daß die bildende Kunst, die Poesie stockte, die Grazien ausblieben und erst im Lauf der Jahrhunderte eine ästhetische Bildung eintrat, welche bei den romanischen Völkern in ununterbrochener Fortentwicklung mit oder nicht allzu spät nach dem Abschluß des Mittelalters ihre Blüthe feierte. Und er vergißt, sich zu fragen, ob er je einen Egmont, einen Faust, eine Iphigenie, ja ob er je irgend eines seiner Werke, ob Schiller je eines seiner Werke geschrieben hätte, wenn nicht jene unsre derben Ahnen mitten durch eine

Welt des bestechenden schönen Scheines mit grober deutscher Bauernfaust durchgeschlagen und so eine Krisis der Zeiten heraufgeführt hätten, eine ethische Krisis, für welche nie und nimmer die ästhetische Bildung ein Surrogat sein kann, welche vielmehr einer ächten, tiefen, wahren Kunst und Poesie, wie die neuere deutsche es ist, voraufgehen mußte! Die gebildeten Geister Italiens waren damals vom Kirchenglauben völlig gelöst, aber sie ließen die Kirche stehen, sie wollten (um von allen niedrigeren Motiven abzusehen) den rauhen Lärm des Kampfes nicht, ihre Nerven waren, wie Goethe's, zu fein für den groben radicalen Schlag des wirklichen Abbruchs und Umbaus, und dadurch ist — Italien gesunken, zurückgeblieben, hat den wahren Schritt in die moderne Zeit nicht vollzogen und stellt sich vor die Pforte seiner Zukunft die schwere, dunkle Frage, ob die hochbegabte Nation noch fähig sei, in irgend einer ihr entsprechenden Form die moderne Entscheidung des Geistes zur innern Befreiung, ohne welche die äußere auf Sand gebaut ist, nachzuholen. Frankreich hat ein ungenügendes Aequivalent für die Reformation in der Summe freier Gedanken erzeugt, welche als wahrer, freilich entstellter Kern seiner Revolution zu Grunde lagen, und nur darum lebt und wirkt es activ in der modernen Geschichte, Kunst, Literatur. Wohl uns also, daß unsere Vorfahren überhaupt gar die Versuchung nicht kannten, gegen das ethisch Ueberlebte sich ästhetisch zu verblenden, daß sie solche Tendenzbären waren, daß der schöne Schein sie nicht bestechen, daß der Glanz der bella donna sie nicht blenden konnte; wohl uns, daß sie nicht mit der Phantasie anfaßten, was der grobe Verstand, die Vernunft und der moralische Sinn zu

entscheiden hat! In der Uffiziengalerie zu Florenz hängt in einem Kabinete nahe der berühmten Tribuna Luthers Porträt; ein seltsamer Nachbar der Mediceischen Venus, des Apollino, der Perlen der Malerei aus jener Zeit, da die schöne Sinnlichkeit des Alterthums in Italien sich mit der christlichen Vorstellung und Stimmung zu Einer Gluth und Süßigkeit verschmelzte; er sieht mit dem knorrigen, eichenrindigen Gesichte drein, als möchte er dem ganzen heidnischen Spuck umher eine jener dicken Zoten zurufen, mit welchen er wohl den Teufel, wenn er ihn zu versuchen kam, abzuspeisen pflegte. Diese Rohheit des energischen Gemüths hat uns gerettet und die Grundlagen einer späteren, aber so unendlich tieferen ästhetischen Bildung erobert. Die Deutschen galten damals bei den Wälschen als hirnlos, sie wurden als Gäule, Esel, Ochsen verspottet, wie wir auch wohl heute noch dort eine razza inferiore heißen; an seinem glänzendsten Werke, dem stolzen Bau seiner Kirche, hat es der formgewandte, kunstreiche romanische Geist erfahren müssen, welche Kräfte hinter dem schwerfälligen, breiten, dummlichen Wesen dieser Menschenrace verborgen sind: sie haben ihn um die Weltherrschaft gebracht.

Wir kehren zu unserem Zusammenhang zurück. Haben wir in dem Bilde des Erasmus gegenüber Hutten den ganzen und vollen Contrast des leidenschaftlich strebenden Helden und des retardirenden Repräsentanten der Schonung des Bestehenden, so zeigt dagegen das Verhältniß zu Luther die mildere Form des Contrasts, die Ungleichheit im Verwandten. Das Wesentliche dieses Unterschieds haben wir oben bereits ausgesprochen: dort die tief concentrirte, volksthümlich

innige und direkt auf das Volk, durch das Volk wirkende, rein religiöse, aber auch dogmatisch gebundene Energie des Gemüths, hier die rationellere, lichtere, am Classischen gebildete, in der Grundidee weniger tiefe, der politisch-ethischen Seite zugewandte Begeisterung des ritterlichen, weltsinnigen Humanisten, der zuerst durch die Großen zu wirken gedenkt. Das Innerste dieses Gegensatzes kommt aber erst zu Tage, da Hutten diese Hoffnung scheitern sieht und seinen Zweck durch das Mittel der Gewalt durchzuführen gedenkt. Daraus entspringt die Katastrophe seines Lebens und so sind wir auf das successive Bild geführt.

Wir haben bisher von der Zeitform der Entwicklung, in welcher der Biograph sich nothwendig bewegt, abgesehen und die Stellen aus seiner Erzählung da und dort herausgenommen, um den Kern der Charaktere und die großen Grundwahrheiten, um die sich ihre Kämpfe drehen, in ihrer Allgemeinheit hinzustellen. Es mag dieß Verfahren wie das Zersprengen einer wohlgefügten, stufenförmig sich aufbauenden Ordnung erscheinen; allein die Kritik verkennt darum nicht den künstlerischen Bau einer Schrift, wenn sie bemüht ist, vor Allem die großen, durchgehenden Grundkräfte herauszustellen und in Wirkung zu setzen. Der Verfasser selbst geht Schritt für Schritt seinen gemessenen Gang, läßt seinen Mann in die Welt treten, wachsen, reifen, wirken, leiden, untergehen und die großen Ideen, die starken Lichter, die auf die innersten Mächte des Lebens, die geistigen Hebel der Geschichte fallen, springen in dem reichen, geordneten, umsichtig sich erweiternden und zusammenhaltenden Bilde nur wie von selbst hervor. Wir werden diesem Bilde nicht in seine einzelnen Züge

nachgehen; andere Kritiker, welche sich mehr auf das einzelne Geschichtliche einließen, haben das Geschäft bereits übernommen, das historische Material specieller beleuchtet und wir dürfen das Prädikat ebenso gewissenhafter, als künstlerischer Verarbeitung des Stoffes durch sie als begründet ansehen. Uns genügt es denn, die Hauptstadien von Huttens Leben hervorzuheben.

Das erste Stadium setzen wir bis zu seiner Agitation gegen Herzog Ulrich von Württemberg. Es ist der Lebensabschnitt, wo der Humanist sich ausbildet, aber bald in die Form der klassischen Bildung der starke Inhalt des energischen Rechtssinns einströmt und so der feurige Rhetor reif wird, ein Fortschritt, der eben in den Reden und Dialogen gegen Herzog Ulrich als fertig vor Augen tritt. Wir sagen: Rechtssinn; das patriotische und das kirchliche Pathos setzt allerdings bereits an und spricht sich aus; der Aufenthalt zu Wien, die erste und zweite Reise nach Italien geben den Anlaß dazu. Das Aufmahnungsgedicht an Kaiser Maximilian, die größtentheils in Italien verfaßten Epigramme gegen Venetianer und Franzosen verkündigen den warmen Sinn für Ehre und Macht des Vaterlands und in denselben Epigrammen wendet sich Hutten auch schon gegen den ungeistlichen Geist des Papstes, des kriegerischen Julius II., gegen Ablaß- und Bullenkram, gegen die schmachvolle Ausbeutung Deutschlands. Bei dem zweiten italienischen Aufenthalt wirft er sich im Nemo oder *Οὔτις* bereits auch gegen die Theologen, er kommt — ein entscheidendes Ereigniß — nach Rom, sieht die ganze Fäulniß in der Nähe, er spricht in mehreren Epigrammen den empörenden Eindruck aus, ebenso bricht im

Anblick italienischen und französischen Uebermuths der patriotische Zorn wieder im Spottgedichte Marcus und in dem Gedicht über die Fischerei der Venetianer aus, und in einer poetischen Epistel an Kaiser Maximilian fordert er diesen noch einmal auf, die deutsche Ehre und Obmacht in Italien wieder herzustellen. Diese Seite seines Kämpfens verhält sich jedoch zum Späteren nur wie ein Vorspiel: die ganze Gewalt seines Geistes ergießt er in die Schriften gegen den Herzog von Württemberg, hier tritt der fertige Demosthenes auf und sein Gegenstand ist ein Verbrechen, ein Mord, ein schreiendes blutiges Unrecht, das allerdings, von einem Fürsten verübt, mit dem grenzenlos beleidigten Rechtsgefühle zugleich den Geist der Freiheit als Tyrannenhaß wach ruft; doch bleibt der Umstand wesentlich, daß der Ermordete ein Verwandter Huttens war; das Pathos ist noch kein reines, allgemeines. Auf seinen Fahrten durch Deutschland in früher Jugend war Hutten in Greifswalde durch die Lötze ausgeraubt worden; bis dahin war er Humanist im formellen Sinne des Worts gewesen; da zum erstenmal ergoß sich der Geist in die Form und sprühte in den Querelen gegen die Lossier Huttens Zornfeuer. So ist dieses erste Stadium auf der einen Seite begrenzt durch einen poetischen Ausbruch der Empörung über Unrecht, das er rein in Privatverhältnissen erlitten, auf der andern Seite durch einen leidenschaftlichen Kampf des ausgebildeten Rhetors, worin das private und das objektive, politische Pathos mitsammengehen; beidemal gemischt, ist es im Wesentlichen die Idee der Gerechtigkeit, die ihn bewegt, tief und groß an sich, aber enger, als die Interessen, die ihn in den folgenden Epochen in ihren Kreis ziehen.

Das zweite Stadium ist die Bahn des Ansteigens zur Höhe, zur vollen öffentlichen Wirksamkeit. Es beginnt mit Huttens Theilnahme an dem Streite Reuchlins und der Kölner Pfaffen. „Das war nicht mehr die zufällige Brutalität zweier halbgebildeter Geldmänner hinten an der Ostsee gegen einen armen Poeten, nicht die Ermordung eines unbedeutenden Vetters und Standesgenossen durch einen leidenschaftlichen Fürsten: hier war ein planmäßiger, durch gewaltige Kräfte unterstützter Versuch der Rückschrittspartei, in einem der Vorkämpfer der Bildung und Geistesfreiheit alles dasjenige zu unterdrücken, was auch für Hutten das Theuerste war." Mit seiner gewohnten Genauigkeit und Klarheit des Aufzeigens gibt uns der Verfasser ein Bild dieses merkwürdigen Vorkampfes der Reformation, merkwürdig vor Allem dadurch, daß er in der Geschichte als Beweis jener Wahrheit dasteht, daß klassische Bildung des modernen Geistes und ethisch-religiöse Befreiung des Innern Einerlei Feind in der Hierarchie und ihren Interessen haben. Der triumphus Capnionis ist nicht mit Sicherheit als Huttens Werk nachzuweisen, wohl aber das prosaische Vor- und Nachwort; außerdem zeigen Briefe aus Italien, wie lebendig ihn dort die Theilnahme an Reuchlins Sache bewegt hat, namentlich der schöne Brief aus Bologna an Reuchlin selbst, der den nicht immer muthig gestimmten Mann so kraftvoll zum Ausharren ermahnt. Die Theilnahme an den epistolae obscurorum virorum ist der zweite bedeutende Schritt dieses Stadiums. Nicht schwächt den anstrebenden Mann die kaiserliche Gunst, der Dichter-Lorbeer, den ihm Maximilian nach seiner Rückkehr von Italien in Augsburg auf das Haupt drückt; rasch folgt der weitere

Schritt, die erste entschiedene Wendung gegen Rom durch Herausgabe der Schrift des Laurentius Valla über die erdichtete Schenkung Constantins, die er mit der kecken sarkastischen Widmung an Leo X. begleitet. Die früheren vereinzelten Schüsse gegen das kirchliche Ausplünderungssystem vereinigen sich hier zu einem dichteren Hagel und das Gefühl der nationalen Ehre sammelt sich gerade an diesem Punkte zum stärksten Ausdruck, weil „der Betrug so plump ist, daß man sieht, er war vorzüglich auf die Deutschen berechnet, von welchen die Italiener sagten, sie haben kein Hirn." Der Schritt war um so wichtiger, weil die Schrift auf Luther bekanntlich starken Eindruck machte. Noch aber sieht Hutten Luthers Sache als bloßes Mönchsgezänk an; er schreibt ausdrücklich, er wolle an den Fürstenhöfen für die Sache der kirchlichen Befreiung werben: „es war die natürliche Politik des Humanismus, der auch Hutten treu blieb, so lange er nur Humanist war." Er ist in die Dienste des Kurfürsten Erzbischofs Albrecht von Mainz getreten und erkennt in diesem Verhältniß noch keinen Widerspruch gegen seine höhere Aufgabe; nur die allgemein menschlichen Schattenseiten des Hoflebens sind es, die ihm freilich nach einem Jahre schon diese Stellung entleiden und den Dialog Aula in die Feder geben. Das Interesse Wilh. Pirkheimers für diese Schrift gibt Anlaß, die edle Gestalt des Nürnberger Senators, eines der reinsten Repräsentanten „des allseitigen Wissens- und Bildungsdrangs der Zeit" vorzuführen. Inzwischen folgen sich rasch die Schriften, worin Hutten mit der vollen Ladung seines energischen, immer vor Allem patriotischen Zorns gegen die kirchliche Knechtschaft anstürmt: vor Allem jene schon erwähnte Türkenrede, worin so kraftvoll der

Gedanke deutscher Einheit hervorspringt und welcher er, da er sie gegen den Rath der Aengstlichen unverstümmelt drucken läßt, das Wort voranschickt, „das die Reaktion aller Zeiten sich sollte gesagt sein lassen, aber freilich keine sich gesagt sein läßt: — In der That“ (sagt Hutten) „wenn es Einen gibt, welcher die deutsche Freiheit so vernichtet wünscht, daß wir gegen kein Unrecht, keine Schmach mehr Einrede thun dürfen, der möge zusehen, daß nicht jene so geknebelte und fast erwürgte Freiheit einmal, zu der Unterdrücker größtem Schaden, plötzlich ausbreche und sich wiederherstelle.“ Es folgt die Febris, die lodernde Satyre auf das üppige Leben der Geistlichen, und später die Febris secunda, welche mit der ganzen Derbheit der Zeit namentlich die Zustände des Priester-Concubinats als natürliche Folge des Cölibats aufdeckt. Der letzte stärkste Schritt zum Gipfel ist nun aber der Beginn der Gemeinschaft mit Luther, dessen Sache ihm von 1519 nicht mehr im früheren ironischen Lichte, sondern ganz als Eines mit der eigenen erscheint und an welchen er jenen herrlichen Brief vom 4. Juni 1520 voll Pietät und reiner Begeisterung richtet. Nun ist er auf der Höhe und wir treten in ein neues Stadium ein. Die Epoche bis dahin trägt der wachsenden Anspannung zum Trotze noch immer einen friedlichen, zum Theil selbst idyllischen Charakter. Er hofft, wie wir gesehen, Heil noch ohne gewaltsamen Kampf von den Großen, vor Allem von dem neuen Kaiser Carl V. selbst und von seinem Bruder, dem Erzherzog Ferdinand. Freudig stimmen in seinem Gemüthe noch die Musen mit dem ernsten, großen, öffentlichen Zwecke zusammen. Der Arme hält sich von der verzehrenden Krankheit geheilt und träumt von

ehelichem Glück; der Dialog Fortuna lehrt uns im gewappneten Kämpfer den liebenswürdigen Menschen, die bescheidenen Wünsche des freundlichen, guten Herzens kennen.

Das dritte Stadium ist der Gang auf der Mittagshöhe des Wirkens bis nahe an den Rand, wo der jähe Sprung über Klippen zum Abgrund führt. Diese Höhe ist durch die Schriften Vadiscus und die Anschauenden bezeichnet, in welchen alle Stöße des Geistes, der nun ganz weiß, was er will, mit einer Kraft der Darstellung, die in der vollen Mannesblüthe steht, sich vereinigen. Den Gebrauch der Bibelsprüche, worin er zum erstenmal in der geharnischten Vorrede zu einer älteren antipäpstlichen Schrift, die er auf der Bibliothek zu Fulda entdeckt hat, Luther nachahmt, gibt er mit richtigem Gefühle nachher wieder auf. Jacta est alea, war schon lange sein Losungswort, und jetzt ruft er: durchgebrochen muß endlich werden, durchgebrochen! Aber immer noch ist er nicht Revolutionär, während das Gewitter, das ihn dahin stößt, es zu werden, sich bereits zusammenzieht. Sein Verhältniß mit dem Kurfürsten von Mainz besteht immer noch fort und erklärt sich von der Seite des Letzteren daraus, daß er hoffen konnte, wenn sich die deutsche Kirche für sich abschloß, werde der Mainzer Erzbischof als Primas von Deutschland derjenige sein, dem das Meiste, was man Rom entzog, zufallen müsse. Auch jetzt noch baut er auf den Kaiser, er reist nach Brüssel an den Hof des Erzherzogs Ferdinand, wo er diesen ebenfalls zu treffen und für seinen Zweck zu stimmen hofft; aber enttäuscht reist er ab. Die Freunde warnen ihn bereits vor Bann, Gift und Dolch; der Papst ist auf den kühnen Deutschen endlich aufmerksam geworden und ver-

langt von Erzbischof Albrecht, ihn gefesselt nach Rom zu senden.

Auf diesem Wendepunkt der Enttäuschung beginnt das vierte Stadium: die friedlichen Mittel sind als vergeblich erkannt, Hutten geht zur Drohung der Gewalt über. Mit einem schönen Bilde beginnt dieses Stadium: Franz von Sickingens stattliche Rittergestalt wird uns vorgeführt. Hutten war zuerst auf dem Feldzuge des Schwäbischen Bundes gegen Herzog Ulrich von Württemberg, der in die Zeit der vorhergehenden Epoche fällt, in Verbindung mit ihm getreten; jetzt findet er, wie so mancher andere Verfolgte, Zuflucht auf seiner Feste Ebernburg. Ohne Illusion über das Rohe, Gesetzlose, Eigennützige im Fehdeleben der Ritterschaft zeichnet unser Biograph den Charakter des Mannes, dem es an innerem Adel und Empfänglichkeit für die großen Bewegungen der Zeit doch keineswegs fehlte: „ein rauher, aber tüchtiger Stamm, auf welchen Hutten wie ein geschickter Gärtner die edelsten Reiser pfropft.“ Sickingen „ist diesem ebensoweit an Reichthum, Macht und Einfluß überlegen, als Hutten ihm an Geist und Bildung; dabei stand jenem reiche Lebenserfahrung, Uebung in Geschäften des Kriegs und Friedens zur Seite; so ergänzten sich Beide wie Idee und Praxis, wie Kopf und Arm.“ Strauß versäumt nicht, auf das rührende Bild hinzuweisen, wie der jüngere Hutten des höhergestellten, erfahrenen, aber ungelehrten Mannes, der Flüchtling des Beschützers Lehrer wird, ihn in die neue Geisteswelt der Reformation einweiht, wie sie in den stillen Winterabenden auf der Ebernburg zusammensitzen, „der Aeltere sich des Lernens nicht schämt und der ritterliche Lehrer selbst neidlos dem

größern Meister, dem Mönche zu Wittenberg sich unterordnet." Und im Dialog Bullentödter setzt Hutten schön diese Ebernburg Rom entgegen: „Die Bulle rühmt sich, aus dem weltherrschenden Rom zu kommen, und ich im Gegentheil komme von der Ebernburg, der Herberge der Gerechtigkeit, wo Pferde und Waffen im Werthe, Faulheit und Feigheit in Verachtung stehen, wo die Männer rechte Männer sind" u. s. w.

Sehen wir hin, wie es mit dem Innern unsers Hutten in dieser Zeit bestellt war, so darf man ja nicht meinen, es sei nun, da er in gewissem Sinn Revolutionär wird, eine Verwilderung in ihm eingetreten. Nein: es ist nach Einer Seite jedenfalls noch eine höhere Stufe, die er ersteigt, sein Geist erweitert und läutert sich noch einmal. Er wendet sich ausdrücklich, wie vorher nicht, in seinen Schriften an die ganze Nation, er opfert seine tief eingewurzelten Standesvorurtheile, erkennt den Werth des Beistands der Städte, reicht ihnen die Hand zum Bunde, ruft endlich auch den Bauernstand zur Theilnahme und der erweiterte Zweck führt ihn vom Latein zum Deutschen. Die erste der Hauptschriften dieses Inhalts ist noch lateinisch: Omnibus omnis ordinis ac status in Germania principibus, nobilitati ac plebejis u. s. w. 1520; später jedoch übersetzt er diese wie andere frühere Schriften ins Deutsche; es folgt in demselben Jahre die (gereimte) Klag und Vermahnung gegen den unchristlichen Gewalt des Papsts und der ungeistlichen Geistlichen (nachher auch unter dem Titel: Aufwecker der deutschen Nation): die feurigste „Zusammenfassung alles dessen, was Hutten jemals gegen die ultramontane Ausbeutung Deutschlands und das Verderben der Kirche geschrieben hatte," von Hutten selbst

„ein zorniger Spruch" genannt, weniger logisch und künstlerisch, als frühere Werke, aber um so treuherziger. „Es sind Stellen in dem Gedichte, wo man so recht spürt, wie der Mensch in Hutten von dem Eifer für die Sache, der er sich ergeben hat, wie die Kerze von der Flamme verzehrt wird, und die eben dadurch überaus rührend wirken;" in der „Anzoig, wie allwegen sich die römischen Bischöff oder Päpst gegen den teutschen Kaisern gehalten haben," wendet er sich an den jungen Kaiser; die Schrift „Entschuldigung" u. s. w. legt Vieles in der Klag und Vermahnung zum Milderen aus, unterstützt aber zugleich mit neuem Nachdruck ihren wesentlichen Inhalt; in Form und Ton des Volkslieds greift er an die Herzen der Nation: „Ein neu Lied Herrn Ulrichs von Hutten" 1521; er nimmt die dramatische Form wieder auf im Bullicida, Bullentödter, worin er die Bannbulle gegen Luther platzen und ihren wahren Inhalt, Aberglaube, Habsucht, Ehrgeiz, Heuchelei, Hinterlist, Meineid, Wollust u. s. w. unter Gestank herausbersten läßt; ruhiger wird die große Angelegenheit in den beiden Dialogen: der erste und zweite Warner auseinandergesetzt; die Städte sucht zu versöhnen und in den Bund zu ziehen der Dialog „die Räuber (Praedones)"; nach dem Reichstage zu Worms packt er die beiden päpstlichen Nuntien und die andern geistlichen Gegner Luthers in seinen „Invectivae," denen er ein Sendschreiben an den Kaiser beifügt; noch will er sich nicht gestehen, daß er das Vertrauen auf diesen verloren hat, aber mit flammenden Worten mahnt er ihn, ja er wagt es, ihm zu sagen: „ein so großer Kaiser, der König so vieler Völker, so willig zur Knechtschaft, daß er nicht einmal wartet, bis er gezwungen wird!"

noch einmal sucht er die Städte aufzurütteln in dem Gedichte: „Beklagunge der Freistette deutscher Nation" und das Gespräch „Der neu Karsthans" ist es, worin er sich endlich auch an die Bauern richtet.

Schon im Anfange dieser Epoche hat Hutten in einem Schreiben an Kurfürst Friedrich von Sachsen auf den Fall, daß die Fürsten nicht im Bunde mit den Rittern den großen Schäden des Vaterlandes abhälfen, in letzte Aussicht die Gewalt gestellt. Seine Ungeduld wächst, er schreibt zunächst den früher erwähnten, „von Gluth dampfenden" Brief an Luther. Was nun den Kaiser betrifft, so stellt der Verfasser mit klassischer Ruhe einfach hin, was die Ursache war, daß die deutsche Nation um den großen Moment kam, der sich so günstig darbot, um zugleich mit ihrer religiösen Erhebung die schon vorhandene, aber ganz unzulängliche Form der Einheit zur wirklichen und wahren umzugestalten. Carl V., durch und durch romanisch gebildet, verstand allerdings die ächt deutsche Bewegung der Geister nicht, aber das war es nicht allein, sondern noch mehr waren es seine Beziehungen als Herr der Niederlande, Spaniens, Neapels, seine Ansprüche auf Mailand: „ohne sie hätte Alexander noch länger als drei Stunden vor der Reichsversammlung zu Worms gegen Luther reden und noch mehr Geld zur Bestechung der Umgebungen des Kaisers verwenden mögen, er würde schwerlich zum Ziele gelangt sein. Dafür nun aber, daß der Papst es aufgab, die spanische Inquisition als Stütze der Königsmacht in jenem Lande zu erschüttern, daß er hoffen ließ, Carls Anschlägen auf Mailand nicht entgegen zu sein, verzichtete Carl darauf, durch eine Begünstigung des sächsischen Mönchs den Papst zu

schrecken, und bot ihm die Hand zu Luthers Unterdrückung.“ — Und so fordert denn Hutten trotz den fortgesetzten Versuchen, auf den Kaiser zu wirken, zu den Waffen auf, er will einen Pfaffenkrieg, er weist in der „Entschuldigung“ allerdings darauf hin, daß der nicht Aufruhr wollen könne, der die Fürsten ermahnt habe, gerade zur Verhütung eines solchen den Dingen selbst zu rathen; aber eben, da er voraussieht, daß sie es nicht thun, erscheint ihm die Gewalt als gerechte Nothwehr gegen die unleidlichen Uebel. Die Behandlung Luthers, die Achterklärung schürt seine Ungeduld aufs Aeußerste, er spricht von nun an, als habe er ein gerüstetes Heer hinter sich, dem er nur winken dürfe; brausende Freunde treiben ihn noch weiter ins Feuer, aber Sickingen, der Einzige, auf den er bauen kann, hält zurück, entschließt sich dann zu dem Feldzuge gegen den Erzbischof und Fürsten von Trier, der zudem nur beiher dem reformatorischen Zwecke galt, im Wesentlichen mehr aus politischen Standesinteressen unternommen wurde; der Feldzug mißlingt, für Hutten ist nun kein Bleiben mehr in seiner Zufluchtstätte, der Wendepunkt seines Lebens ist tragisch entschieden.

Zweierlei ist an dieser Peripetie zu unterscheiden: der Gedanke, den großen Zweck durch Gewalt zu erreichen, an sich und die verhängnißvolle Täuschung über die Mittel. Die letztere ist unzweifelhaft ein großer politischer Fehler Huttens und das eigentliche Moment der Schuld in der Tragödie seines Lebens; in öffentlichen Dingen wiegen ja große Verrechnungen so schwer, als moralische Fehltritte im Privatleben. Huttens Schwäche war Ungeduld, Voreiligkeit; davon kann ihn Niemand freisprechen wollen. — Was nun den Gedanken

einer gewaltsamen Erhebung an sich betrifft, so hat ihn Luther bekanntlich von Anfang bis zu Ende verworfen: nur durch das Wort sei die Kirche gegründet, nur durch das Wort solle sie wiederhergestellt werden; und Luther hat „durch den Takt, den er bewies, während er das Volk im Innersten erregte, zugleich den Fürsten die Hand zu reichen, die Reformation wenigstens theilweise in Deutschland durchgesetzt.“ Camerarius aber sagt, da er in seinem Leben Melanchthons erzählt, wie er mit diesem Huttens Hinscheiden beklagte: „wenn es Hutten bei seinen Planen und Unternehmungen nicht an dem Rückhalte wirklicher, insbesondere kriegerischer Macht gefehlt hätte, so würde eine allgemeine Umwälzung gefolgt und der ganze öffentliche Zustand ein anderer geworden sein.“ Eine Sache der Geister verbreitet sich durch das Wort; aber das Wort hat keine Macht, sie zu verbreiten, wenn ganzen Bevölkerungen durch Gewalt die Gelegenheit genommen wird, das Wort zu hören. Gegen die Sekten, welche der Reformation vorliefen, war blutige Gewalt gebraucht worden, blutige Gewalt hat die Reformation verhindert, sich über ganz Deutschland und weiter auszudehnen, blutige Gewalt hat sie in Frankreich, in Italien, Spanien unterdrückt, in den Niederlanden zu unterdrücken gesucht, und die Momente der neueren Geschichte, wo ihre Feinde es nicht scheuten, über Leichen ihren Einzug zu suchen, liegen nahe genug hinter uns. Hutten dachte nicht ohne Weiteres an wilden Aufruhr; er wollte die Aufstellung einer Waffengewalt, um einzugreifen, wenn der Clerus sich sträubte, die Unterordnung unter Rom, die Abgaben an Rom, die schreiendsten Mißbräuche, namentlich den Cölibat, abzuschaffen, die Klöster aufzuheben. Wer das Mittel der Gewalt

mit der möglichen Folge des Blutvergießens verdammt, der besinne sich wohl, ob Gewalt zu rechter Zeit nicht Strömen von Blut, die nachher wirklich vergossen worden sind, vorgebeugt hätte.

Und nun stehen wir am fünften, letzten Stadium unseres Hutten. Wir sehen den Flüchtigen in Basel von Erasmus gemieden, vom Rath ausgewiesen; er begibt sich nach Mühlhausen, wo er die Kunde vom Tode des Freundes, dem ehrlichen Kriegertode Sickingens erhält; auch hier nicht sicher wandert er, blutarm und todtkrank, innerlich aber noch ungebrochen nach Zürich, wo ihn Zwingli freundlich aufnimmt und schützt, er gebraucht vergeblich das Bad in Pfäfers, er sucht ärztlichen Rath und Zuflucht bei dem freundlichen Pfarrherrn auf der Insel Ufnau, der Denunciationsbrief des Erasmus an den Züricher Rath kann ihm nicht mehr schaden: er stirbt im Alter von 35 Jahren und 4 Monaten. Der umgetriebene Sohn der Erde findet den Schlummer auf der stillen Insel im blauen See.

Hutten ist nicht todt. „Seine Pfeile sind unsterblich und wo immer in deutschen Landen gegen Verfinsterung und Geistesdruck, gegen Pfaffen- und Despotenthum eine Schlacht gewonnen wird, da ist Huttens Geschoß dabei gewesen.“ Und er selbst sagt in den Invektiven: „Was im Lauf ist, möget ihr vielleicht zum Stillstande bringen, was geschehen sollte, verhindern, was aber gethan ist, werdet ihr nicht ungeschehen machen, denn unmöglich ist, mit dem Leben auch das Andenken des Lebens zu vernichten. Nein! so ungewiß ich darüber bin, was dieß Alles für einen Ausgang haben werde, so sicher bin ich, daß die Anerkennung meines redlichen Wollens auf

die Nachwelt kommen wird. Das soll der beste Ertrag meines Lebens sein." Manches großen Mannes Andenken bewahrt die Nation als einen immer neuen Schatz, der mit ihr fortlebt, daraus sie sich erquickt. Es sind die unsterblichen Typen, in deren Anschauung die verwandten sittlichen, geistigen Kräfte stets neu erwachen und groß wachsen. Verschieden ist das Gepräge dieser Typen, verschieden sind diese Kräfte. Huttens Typus ist unzerstörbare innere Jugend, unauslöschliches Feuer. So stand es ihm auch wohl an, daß er jung starb, um immer jung in uns fortzuleben. Die Physiognomie unserer Zeit ist so beschaffen, daß es starken Glaubens bedarf, nicht daran zu verzweifeln, daß ihr noch ein Herz im Leibe schlage. Erscheinungen, über welche vor zehn Jahren noch ein Sturm des Staunens, der energischen Polemik von allen Enden losgebrochen wäre, werden kaum besprochen. Die Zungen sind zahm, das Wort ist abgeschwächt. „Das eben ist ja das Schöne an Hutten," sagt Strauß, „daß er Dinge und Personen, vorab die schlechten, durchaus beim rechten Namen nannte; eines solchen Mannes Bild kommt in dieser Zeit der Concordate (um von ihren übeln Zeichen nur eines zu nennen) wie gerufen." Wir sehen diesen Dingen zu, wir sehen, wie eine Partei, von welcher ein Engländer schlagend gesagt hat, sie müsse zugeben, daß sie für sich ganz frei sei, und sie sei doch nicht zufrieden, so lange sie es nicht dahin gebracht, zu verhindern, daß wir frei sind, jede kühnste Forderung vom Staate zugestanden wird, und erwärmt sich Jemand dagegen, so lächeln wir als über ein naives Pathos. Unser Geschlecht ist in der Stimmung, bald an nichts mehr zu glauben, als an die äußere Macht, zu verzweifeln an der Macht der Idee.

Es ist der furchtbare Sieg des reinen Egoismus, der Gipfelpunkt einer zehnjährigen Reaktion, der uns dahin gebracht hat. Vor diese kalten, greisenhaften Züge der Zeit hat Huttens Biograph die zürnende jugendliche Mannesgestalt hingestellt, unserem Kleinmuthe zu einer Beschämung aufgerichtet. Und indem er sich nach dem passendsten Schlusse seines Werks umsieht, läßt er in seiner objektiven Weise den ungenannten Verfasser eines Sendschreibens an den abgefallenen Crotus Rubianus sprechen, der zuerst den Abtrünnigen vorführt, wie er das Rauchfaß schwingt, dem Weihbischof die Schuhe küßt, dann ihm gegenüber den feurigen Hutten in der Gluth seiner Entrüstung, und der Biograph fügt die Worte hinzu: „In dieser zürnenden Stellung halten wir Huttens Schatten fest. In ihr möge er denen erscheinen, welche die Schlüssel der Gewissen und der Geistesbildung deutscher Stämme, durch die Kämpfe wackerer Vorfahren kaum zurückerobert, kampflos aufs Neue an Rom und eine römisch gesinnte Priesterschaft ausliefern; noch zürnender wo möglich denen, welche im Schooße des Protestantismus selbst ein neues Papstthum pflanzen möchten; den Fürsten, die ihr Belieben zum Gesetz erheben; den Gelehrten, denen Verhältnisse und Rücksichten über die Wahrheit gehen. Er flamme als Haß in uns auf gegen alles Undeutsche, Unfreie, Unwahre, aber glühe auch als Begeisterung in unsern Herzen für die Ehre und Größe des Vaterlandes; er sei der Genius unseres Volks, wenigstens so lange, als diesem ein zürnender, strafender, mahnender Schutzgeist Noth thun wird.

Vernünftige Gedanken

über

die jetzige Mode.

Aus dem Morgenblatt. 1859. Nr. 5 und 6.

Diese Ueberschrift entlehnen wir von dem seligen Philosophen Christian Wolf. Er schrieb: Vernünftige Gedanken von den Kräften des menschlichen Verstandes; vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt; und von den „allen Dingen überhaupt" ersah er sich überdieß noch das eine und andere Ding aus, um vernünftige Gedanken darüber zu schreiben. Unter die „allen Dinge überhaupt" gehört aber nebst etlichem Anderem offenbar auch die Mode; wir meinen dießmal die Kleidermode. In der That getrösten wir uns, ganz im Geiste des würdigen Philosophen zu handeln, wenn wir über diesen Gegenstand vernünftig nachzudenken suchen. Er dachte z. B. nach über die Fenster eines Wohnhauses und bewies mit Obersatz, Untersatz, Schlußsatz unwiderleglich für jeden menschlichen Verstand, daß sie Raum für zwei Personen haben müssen; er wußte also recht wohl, daß nichts auf Erden ist, wovon unsere Vernunft sich nicht Rechenschaft geben will und soll. So flehen wir denn seinen Geist um Licht an, damit wir sonnenklar zu beweisen vermögen, warum die jetzige Mode so und nicht anders ist. Kennen wir unsern alten Weltweisen recht, so müssen wir allerdings vermuthen, er hätte vielleicht, wenn er an diesen Gegenstand gelangt wäre, lieber nur

bewiesen, daß und warum es damit übel bestellt sei und anders bestellt sein sollte. Hierin werden wir uns denn bestreben, nicht ganz so vernünftig, oder, wenn das stolze Wort erlaubt ist, noch vernünftiger zu sein, als er.

Ein stolzes Wort; denn die Versuchung ist nicht klein, die Dinge einfach an dem richtigen Begriff als ihrem Maßstabe zu messen, um, wenn man sie anders findet, sie zu schelten und mit eifriger Predigt auf Besserung zu dringen, und nicht leicht erwirbt sich der Geist jene erhabene Ruhe, womit die Philosophie der Geschichte das Vernünftige und das Unvernünftige überschaut. Zuerst jedenfalls werden wir Miene machen müssen, als wollten wir uns auf der ersteren Stufe des Verhaltens festsetzen; wir werden sehr wohlweise, sehr gestrenge drein schauen, ja recht grob und zelotisch drein fahren, als meinten wir mit dem Hauch unseres Wortes die Welt verändern zu können; aber mehr und mehr hoffen wir zu jener Höhe der wahren Weisheit uns zu erheben, welche auch das Irrationelle als natürliche Wirkung einer Reihe von Ursachen begreift und ganz darauf verzichtet, mit den schwachen Mitteln des einzelnen Mannes in ein Allgemeines, Herrschendes eingreifen zu wollen, das nur scheinbar ein Produkt der Willkür, in Wahrheit der Ausfluß gewisser Gesetze ist, welche den Zusammenhang zwischen den innern Zuständen der Menschheit und den Formen ihrer Erscheinung mit der Gewalt eines zwingenden, von dunkelm Drange der Symbolisirung geleiteten Instinktes beherrschen. Nur bitten wir dich, lieber, nach Weltweisheit, wie wir, dürstender Leser oder Leserin, um Nachsicht, wenn wir ein und das anderemal rückfällig werden, wieder ins Eifern gerathen und unser Gesicht in catonische,

stoische Falten ziehen; denn noch einmal, der Standpunkt, wo es heißt: das sollte eben nicht so sein! liegt der menschlichen Schwäche so nahe und es ist so natürlich, zu zürnen, wenn man die Dinge gar so sehr anders beschaffen findet, als man bei vernünftigen Wesen erwarten sollte.

Du ahnest schon lange, lieber Leser und Leserin, daß es vor Allem auf die Crinoline abgesehen ist. Mit ihr haben wir allerdings anzufangen und wir werden auf sie zurückkommen. Gehen wir nur sogleich ans Werk und nehmen verabredetermaßen zuerst unsern niedrigeren Standpunkt ein, indem wir die Sünderin am strengen Kanon der Vernunft messen. Da müssen wir denn lauter Dinge sagen, die jeder Mensch von einigem Verstand und Geschmack auch ohne uns recht wohl weiß; wir müssen alles Wesentliche, was gegen die Angeklagte gesagt ist und gesagt werden kann, concentrirt noch einmal sagen; denn wir sind genöthigt, uns die Unvernunft als solche ganz zum Bewußtsein zu bringen, ehe wir untersuchen, warum sie doch besteht, allem Hohn, allen unzähligen Witzen und frechen Caricaturen zum Trotze besteht und bestehen wird, bis — Doch greifen wir nicht uns selber vor!

Der Maßstab aller Schönheit für die Formen der Kleidung ist natürlich nichts anderes, als der menschliche Körper selbst. Nicht als ob ein großer Spielraum willkürlicher Abweichungen nicht einzuräumen wäre. Es muß noch andere Stylprincipien geben, als das antike, nach welchem das Gewand ein reines Echo der organischen Linien war; die unruhigere, durch Brüche sich bewegende Phantasie der neueren Zeiten, die malerische Art der Auffassung muß auch ihr Recht

haben; Farbe und tausenderlei Verzierung versöhnt mit mancher kühn ausbiegenden Linie. Dennoch bleibt jenes Gesetz stehen; was die Natur gebaut hat, darf nicht allzuweit übersprungen, nicht mißhandelt, verzerrt werden, und wir behaupten: die Crinoline gehört nicht unter jene Ausweichungen, welche innerhalb des zulässigen Spielraums liegen.

So lange die Welt steht, suchen Mann und Weib die specifischen Schönheiten des Geschlechts in ihrer Kleidung hervorzuheben. Schlankheit ist die erste Frage bei der weiblichen Gestalt, nachher erst sieht man auf die Schönheit des Einzelnen. Die Schlankheit sitzt im Verhältniß der Hüfte zu der Stelle zwischen den Rippen und den Hüftknochen, der sogenannten Weiche oder der Taille des Leibs. Hier zieht sich die schlanke Gestalt eng und schmal zusammen, um dann voll und breit auszuquellen. Es ist ein Verhältnißbegriff: ein Weib kann kräftig breit über der Hüfte sein und diese Stelle kann dennoch schmal erscheinen durch die noch kräftigere Entfaltung der Hüfte; aber es ist nur natürlich und erlaubt, hier der Natur nachzuhelfen und durch straffere Zusammenziehung über der Hüfte, wohl auch durch Vermehrung des Kleidungsvolumens, das von hier ab den Leib umgibt, das Verhältniß zu stärken und zu accentuiren, wenn dieß nur nicht so weit geht, daß man vergißt, wie es sich eben um einen Verhältnißbegriff handelt. Dann wird für alle Gestalten ein Grad von Dünne über der Hüfte verlangt, wie er nur der magern Gestalt zukommt, und unterhalb dieser Stelle auf das Uebermaß losgearbeitet, von dem wir weiterhin zu sprechen haben. Es hat Zeit gekostet, bis die Menschheit zur Erkenntniß jenes leitenden Hauptsatzes in der weiblichen Kleidung durchdrang; die Volks-

trachten wissen bis heute in wenigen Gegenden etwas von der Taille; sie lassen die Gürtung oder das Ende des Oberkleids nicht mit der Stelle zusammen treffen, wo sich der Leib über den Hüften zu seiner schmalen Mitte einzieht, sondern lieben es, hoch, ja mitten über Busen und Rippen zu gürten und von da abwärts nicht auf Breite und Fülle zu arbeiten, sondern einen Umriß zu schaffen, der an Geradheit des Falls auf allen Seiten das Lineal beschämt.

Die Griechinnen gürteten sich freilich auch ganz hoch, just unter dem Busen, aber das weiche, wenig genähte Kleid fiel von da herab an der Hüfte so auf, daß es sie durch natürliche, bewegliche Falten nur um so schöner hob und zeichnete; daher war es verrückt, daß die französische Mode der Revolutions- und ersten Kaiserzeit mit modern geschnittenen und genähten Kleidern das griechische Verhältniß nachahmte. Das war aber ein Extrem gegen ein anderes Extrem, nämlich gegen den Reifrock und die furchtbare Einpressung der Leibestaille, das war Uebermaß der Opposition. Auf den Reifrock und auf diese Reaktion gegen ihn müssen wir seines Orts zurückkommen; nur so viel wollen wir schon jetzt anführen, daß zur Zeit seiner Herrschaft fast Alles schon gegen ihn vorgebracht ist, was heute gegen die Crinoline geschrieben, gesprochen, gezeichnet, gestochen wird, wie man ersehen mag aus einem gar löblichen Buche, das neuerdings erschienen: „Die deutsche Trachten- und Modenwelt, ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte von Jakob Falke.“ Aus jenem alten Kriege können wir auch Eines sogleich herausnehmen, was gerade in unsern Zusammenhang paßt. Wir wollen nämlich, ehe wir an unser hochnothpeinliches Gericht gehen,

einen Entschuldigungs- oder Erklärungsgrund abthun, der gar nicht aus dem Geschmacksgebiete, sondern aus der Sphäre der Hygiäne genommen ist. Genau wie heute meinte man damals den Reifrock rechtfertigen zu können mit der angenehmen, zweckmäßigen Kühle, welche die Glieder darunter genießen, und genau wie damals fragten Andere, warum man denn im Winter, wo man nicht Kühle, sondern Wärme sucht, das luftige, weite Rund nicht mit einer mäßigeren Form vertausche? Dieß führt uns freilich auf eine Hypothese über die Entstehung der Crinoline, die so beißender Art ist, daß ein Anderer als ein gründlicher Philosoph der Geschichte meinen müßte, sie allein sollte hinreichen, jedes Weib, das erröthen kann, vor dieser Mode abzuschrecken. Indem wir sagen, was uns darauf führt, ist die verwünschte Hypothese zugleich mit ausgesprochen: man will nämlich auf Seiten der Mediciner wissen, daß jene so belobte Kühle schon Erkältungen mit sich gebracht habe, welche ein verderblich vorschnelles Ende eines Zustandes herbeiführten, den zu verhüllen der ursprüngliche Zweck der Crinoline sei. Doch befassen wir uns als rationelle, vernünftige Denker nicht weiter mit mystischen Dingen, sondern bleiben bei unserem Leisten, kommen zur Sache!

Nun, und so sagen wir denn: die Crinoline ist eine Uebertreibung, welche die Schönheitslinie der Schlankheit nicht verstärkt, markirt, sondern verzerrt, aufhebt, einen falschen Begriff des weiblichen, des menschlichen Baues gibt. Wenn die Contouren von der Hüfte an in das ganz Unmögliche toll auslaufen, so fragt das Auge nicht mehr nach dem Verhältniß der Ausquellung zu dem schmalen Durchmesser der

Leibestaille; Alles ist Eins, niemand ist schlank, niemand unschlank, es gibt in der phantastischen Lüge kein Gesetz mehr. Und das ist nun doch gewiß häßlich, sehr häßlich!

Nehmen wir's aber noch etwas genauer und sehen zu, was für einzelne Schönheiten in dieser Häßlichkeit zu Grunde gehen, so daß man dieselbe nur mit einem herzlichen: schade! schade! betrachten kann. Geopfert, in Mißform verkehrt wird der unendliche ästhetische Vortheil der weiblichen Gewandung überhaupt; er liegt im Faltenflusse des langen Kleides. Der ungebrochene Zug der reichlich ergossenen Falten läßt die Gestalt größer erscheinen, als sie ist, wirkt wie ein erhaltener Rest der stylvollen antiken Gewänder, hat daher einen idealen Charakter und ist nicht die kleinste der Ursachen, warum das Weib dem Manne zum Symbol des Harmonischen, zum Idealbild wird und ihm festlich, wie ein Geist aus milderen und reineren Regionen vor Augen tritt. Schon die Besetzung der Kleider mit breiten Volants stört und bricht dieses schöne Ganze und hebt die scheinbare Erhöhung der Gestalt auf, indem das Auge mit jedem neuen Stockwerk zu einer neuen Figur überzugehen glaubt. Jene wüsten Schreierinnen vollends, die für kurzen Rock und Hosen in Amerika aufgetreten sind, verdienen den ganzen Abscheu ihres Geschlechts. — Das lange Kleid verhüllt nun zwar die Formen, aber nicht, ohne sie errathen zu lassen; bei manchen Bewegungen und Stellungen prägt sich die Bildung der Hüfte, des Beines im Gewandstoff aus, bei Anstrengungen oder wenn ein schalkhafter Bote des Aeolus ihn fest an die Formen preßt, oft in aller Anmuth der plastischen Linie. Eine besondere Schönheit bringt die Bewegung hinzu. Hat ein Weib den rhythmischen, schwebenden,

musikalischen Gang, das unbeschreibliche Neigen und Beugen, das sich so rührend in Sinn und Phantasie einschleicht, so erscheint der große, schwungvolle Faltenzug wie eine poetische, reizende Fortsetzung und Erweiterung des schönen Bewegens der Glieder, wie eine Variation über das Thema. Und nun die Crinoline! An die Stelle des schwungvollen Faltenflusses nach der Tiefe setzt sie die Aufbauschung in die Weite, an die Stelle des Hohen das Runde und Breite, die Ausspannung nach allen vier Weltgegenden, an die Stelle der schönen Natur das Faß, den Hühnerkorb, die Glocke. Keine Form kann sich darin ausprägen, weil keine an das weite Gehäuse anzuliegen kommt, und nebenbei ist nicht zu übersehen, daß das Gestell einen geometrischen Kreis darstellt, die Figur also, von der Seite gesehen, nicht bloß nach hinten (was, mit einiger Maßhaltung bewerkstelligt, ganz in der Ordnung wäre), sondern auch nach vorne aufgetrieben, aufgebauscht erscheint. Nun fällt aber natürlich auch das schöne Echo der Gliederbewegung im Gewande weg, keine schwebenden Falten begleiten sie, führen sie weiter, vervielfältigen sie, ja das Kleid folgt nicht nur nicht dem Leibe, sondern, zum selbstständigen Mechanismus geworden, agirt es nach dem ersten Anstoß, den es durch die Bewegung erhalten, für sich, schwingt sich nach seinen eigenen Gesetzen hin und her; das Weib geht vorwärts, die Glocke, worin sie steckt, dreht im Kreise. Wie man's nur aushalten kann! Soll durchaus der Rock sehr weit abstehen, warum blieb man denn nicht bei der eigentlichen Crinoline, dem Unterkleid von Roßhaar, das den Rock doch wenigstens nicht wagrecht aufbauschte, sondern immer noch etwas Fall hatte!

Wir möchten hier noch etwas anmerken; es ist ein zarter Punkt, den wir schwer in das bestimmte Wort zu fassen vermögen. Es gibt gewisse plötzliche Schwenkungen im weiblichen Gang, recht merklich kokett, und doch braucht eine Dame noch lange keine Kokette zu sein, um mit dieser furchtbaren Waffe die Männerherzen schockweise zu erobern. Kennern brauchen wir nicht zu sagen, daß sie nur im Vorübergehen, im Abgehen, daß sie nicht von der Vorderseite, sondern von der Rückseite sich präsentiren; die Spanier legen einen ungeheuren Werth darauf, haben einen eigenen Namen dafür, der uns entfallen ist, und flüstern gern einer vorübergehenden Schönen ein Wort der Bewunderung zu, um zum Dank eine solche Lazertenbewegung als Augenschmauß zu bekommen. Wie sollte in einer Crinoline diese reizende Schwenkung, Schwankung, Wackelung möglich sein? Es würden nur einige Reife in unorganische, geometrische Drehung versetzt.

Wir halten uns nun nicht weiter bei dem Lächerlichen dieser Kreisbewegungen auf, sondern schreiten in ordentlicher logischer Methode zu unserem zweiten Satze fort: die Crinoline ist impertinent. Impertinent natürlich schon wegen des großen Raumes, den sie für die Person in Anspruch nimmt. Allein das ist noch viel zu allgemein, zu abstrakt gesprochen; nein, impertinent wegen der ungeheuer herausfordernden, augenfälligen Beziehung auf den Mann. „Willst du,“ so spricht die Crinoline zum Individuum männlichen Geschlechts, das ihr in die Nähe kommt, „hinunter über's Trottoir, oder willst du's wagen, mich anzustreifen, zu drücken? Willst du da neben mir auf dem Parketsitz mein Kleid auf den Schoß nehmen oder darauf sitzen? Fühlst du die eisernen Reife? Fühlst du

die uneinnehmbare Burg, den Malakoffkranz, den entsetzlichen Gürtel der Tugend, der an deine Waden drückt?" — Wir werden frivol? — O, reizende Leserin, für so unschuldig wirst du selbst uns dürre Gelehrte nicht halten, daß du glaubtest, wir wüßten nicht, was Kleider bei dem schönen Geschlechte sind und bedeuten, wir meinten, sie könnten je etwas anderes sein, als eine Welt von Beziehungen, Andeutungen, eine schweigend beredte Sprache, eine Rüstkammer sanfter Fragen, furchtbarer Abweisungen, rührender Bitten, grausamer Drohungen, glühender Geständnisse, kalter Verschließungen, oder es wäre uns verborgen, welche unter diesen Rüstzeugen die mehr verführerischen seien, die entgegenkommenden oder die abschreckenden, wir zweifelten, was den Mann kühner mache, wenn man ihm lockt, oder wenn man ihn in eine Ecke drückt. — „Aber, unsittlicher Mensch, erkennst du denn nicht, daß ein Kleid, das von den wirklichen Körperformen so weit absteht, daß es gar kein Bild von ihnen gibt, das allersittsamste ist?" — Au contraire, im Gegentheil, anzi, anzi! Der Contrast ist es, der reizt, die Entstellung, welche über die wahre Gestalt, über die Naturgeheimnisse mit geschärfter Neugier nachzudenken nöthigt, welche den gründlichen Forscher anleitet, abzuwarten, bis etwa eine jener Kreisschwingungen mehr gesteht, als das Kleid selbst, und so den frechen Eroberer — Doch halt! Du, süße Unschuld, die etwa diese Zeilen lesen sollte und doch in Crinoline geht, verkenne uns nicht! Wir sind nicht so böse, als es scheint; wir schreiben das Schlimme, was uns bei einer verfänglichen Tracht einfällt, nicht auf Rechnung der Einzelnen; wir meinen nicht, jede liebenswürdige Trägerin durchlaufe in ihrem Köpfchen die

bösen Gedanken, die in diesen Formen lauern; wir kennen die Macht der Mode, wie sie blendet und zwingt; wir haben nicht vergessen, wie manches ganz reine Herz in den Busen schlug, welche die Tracht der neunziger Jahre so frech entblöste. Nur das muthe man uns nicht zu, daß wir glauben, man sei in dem großen Hexenkessel, aus welchem die Moden hervorgehen, in Paris, sich dessen nicht bewußt, was man braut.

Schließlich hätten wir noch den Satz auszuführen: die Crinoline ist unbequem. Wir wollen uns freilich nicht lächerlicher machen, als durchaus nöthig ist. Es wäre auch gar zu naiv, nicht zu wissen, daß man der Schönheit schwerere Opfer bringt, als der Bequemlichkeit, ja selbst der Tugend, und wäre die Crinoline nur schön, so dürfte sie noch zehnmal unbequemer sein, als sie ist. Nur wenn ausgemacht wäre, daß sie nicht schön ist, läge darin die Vollendung der Verkehrtheit, daß sie zudem noch sehr unbequem ist. Uns scheint es nun freilich ausgemacht; allein eine gewisse Art von Reiz haben wir allerdings ihr zugeschrieben, und die Unbequemlichkeit wird nun von den zarten Händchen als ein Motiv benützt, diese Art des Reizes noch zu verstärken: das Kleid wird im Gehen vorne zierlich in die Höhe genommen — welches Herz kann da widerstehen!

Nun wollen wir vorerst Halt machen. Von andern Stücken der neueren Frauenmode soll nachher die Rede werden; wir bleiben für jetzt beim Hauptstücke stehen. Wir haben nun zu erklären, wie es denn komme, daß eine solche Mißgestalt aufkommen konnte und sich bis heute halten kann, wir schicken uns an, für unsere Grobheit den Leserinnen eine glänzende Satisfaktion zu geben.

Heraus denn mit dem Wort, auf das wir es vor allem angelegt haben: die Schuld liegt nicht am Weibe, sondern am Manne. Die Männermode war weibisch geworden, da wurde die Weibermode männisch. Der Mann bot die Blöße, öffnete die Bresche, in welche das Weib mit Pomp und Triumph, mit fliegenden Fahnen, aufgebauscht, aufgebläht, ein wandelnder Luftballon, eine geschwollene, rasende Dampfnudel eindrang.

Die Männermode der vierziger Jahre hatte es zu einem ganz vernünftigen, hübschen Rocke gebracht. Die Taille saß, wo sie sitzen soll, in der natürlichen Taille des Leibs; sie griff hier kräftig ein und die kurzen Schöße, etwas faltig (mitunter freilich zu faltenreich oder „lockig," was denn allerdings eine Ausartung war) standen vom Leibe ab. Der Mann soll nun freilich nicht die Schlankheit der weiblichen Taille heucheln; sein Körperbau zeigt nicht den Gegensatz der eingezogenen und dann ausgeschweiften Linie der Hüfte, wie der weibliche; allein der Unterschied ist kein absoluter. Eine Hüfte, die so schmal ist, daß sie mit der Weiche gleiche Linie bildet, steht auch dem Manne schlecht an, und man übersehe zudem nicht, daß es sich nicht bloß von der Façade, sondern auch von der Seitenansicht handelt. Wo diese über dem Hüftknochen keine Eintiefung zeigt, da fehlt es an kräftiger Bildung jenes Theils, auf welchen der gerechte Logos in den Wolken des Aristophanes so großes Gewicht legt; einen schlechten oder gar keinen Hintern besitzen ist aber immer ein ästhetisches Unglück.

Es spricht jedoch für einen Rock, der durch tüchtiges Eingreifen die Taille betont, noch ein anderes Moment: feste

Gürtung hebt die Brust, die Brust aber ist eine wesentliche Geschlechtsschönheit des Mannes. Schon darum würden wir für den Soldaten die Gurtkuppel vorziehen. Die Behandlung der Brust nun war ebenfalls in der vergangenen Rockmode eine ganz löbliche. Es wurde zu ihr noch ein Theil der Achsel gezogen, und so erschien sie etwas breiter, als in der Natur, was ganz zu den erlaubten Eitelkeiten gehört. Der Aermel war ziemlich anliegend und zeigte die Muskulatur des Arms. Dieß und die Verengung der Achsel hinderten freilich einigermaßen die Bewegung, doch konnte ein guter Schneider dem leicht vorbeugen. Die Hosen waren etwas mehr weit, als eng, was ganz das Richtige ist, denn da jeder Rock den Rumpf stärker erscheinen läßt, als er ist, so bringen enge Hosen immer den Eindruck eines unzulänglich dünnen Gestells mit sich, sie wären denn ganz anliegend, wodurch die Kraft der Muskeln specieller gezeichnet wird und ins Auge tritt. Doch wird das Mißverhältniß auch im letzteren Falle nicht aufgehoben, wie sich davon jeder überzeugen kann, der die ungarische Infanterie mit ihren modernen Röcken und nationalen Hosen sieht.

Schreiber dieses hatte die Wendung der Mode in den fünfziger Jahren nicht alsbald bemerkt. Als ihm der Eine und Andere, angethan mit dem neuen Schneiderkunstwerk, begegnete, meinte er anfangs einzelne Männer mit abnorm weiblich gebildeten Beinen und dem mehr schiebenden Gange zu sehen, der sich bei dem Weib aus der eingezogenen Bildung des Knies bei ausgebogenem Oberschenkel ergibt. Allein es begegneten ihm deren Mehrere und immer Mehrere, bis ihm die Augen aufgingen und er zum Bewußtsein über den

Grund, über die neue Mode kam. Die Schöße des Rocks — von hier müssen wir nun ausgehen — waren nicht mehr abstehend, sondern so geschnitten, daß sie unter der Breite der Hüfte und dem Sitze sich einwärts an den Oberschenkel legten, die Hosen aber waren ganz eng geworden. Nun entstand eine Linie, die sich vom Oberschenkel gegen das Knie einzog, und hiemit der Schein einer weiblichen Kniebildung, was man in einigen Gegenden Deutschlands Weinstühle, in andern Schneiderbeine heißt. Die enge Hose an sich schon machte den Eindruck der Kraftlosigkeit. — Jetzt gehen wir weiter nach oben. Die Taille des Rocks saß nicht mehr im natürlichen Einschnitte des Körpers, sondern oberhalb desselben, und dieß erinnerte freilich zunächst nicht an weibliche Taille, allein der obere Theil der Schöße, da sie nach unten wieder einwärts liefen, ergab das Bild einer sehr fetten Bildung dieser Gegend und erschien daher weiblich im Uebermaß. Nun die Brust. Sie stellte sich schmäler dar, als in der Natur, denn die Aermel waren auf einmal sehr weit geworden und zudem, wie in der lächerlichen Mode der dreißiger Jahre, oben, wo sie ansetzen, in spitz aufstehender Faltung aufgefaßt, wodurch denn auch die Schulter, obwohl in freier Bewegung begünstigt, doch, da jede Bestimmtheit ihrer Form verschwand, in der Erscheinung keineswegs gewann, sondern ins Charakterlose verschwand. Der Aermel war, wie in die Weite, so auch in die Länge gewachsen, so daß er die Hälfte der Hand verdeckte. Fragt man sich, wie die Mode auf solche Aermel gerathen konnte, so scheint die nächste Antwort: der Bequemlichkeit wegen. Allein wenn der Schneider nun leichtere Arbeit hatte, der Armbewegung Raum zu geben, so

vergesse man, da einmal vom Zweckmäßigen die Rede sein soll, nicht, daß weite Aermel recht wie gemacht sind zum Erkälten, denn nirgends mehr als am Arme schleichen sich Erkältungen ein. Weite Aermel gehören ins heiße Klima, wo jeder Druck des Kleides am Arm unleidlich ist; da aber wird dann dieser Theil des Gewandes mit Verschnürung, Borten in Gold und Silber, spitzigem Ausschnitt, Quasten u. dergl. reich verziert; da ist man träg, läßt sich viel bedienen, muß nicht jeden Augenblick fürchten, Staub, Tintenfässer, Speiseschüsseln mit dem Geschlampe auszuwischen und auszutunken. So war es offenbar viel weniger eine Bequemlichkeit, als eine Koketterie, um was es sich handelte. Weite, luftige Gewandstücke haben etwas Flottes, Freies, Schwebendes; allein sie wirken in diesem Sinne nur als Theile eines Ganzen, das denselben Charakter trägt und überhaupt der Phantasie, auch dem Farbensinn Raum gibt. Nur um's Himmelswillen mit unserer Tracht, deren Princip Phantasielosigkeit und Farbenverachtung ist, nichts Romantisches verbinden wollen! Es wird zur ärmlichsten Caricatur, zum Probstein, zum Maßstab, der die Dürftigkeit, die hungrige Trockenheit des Ganzen nur um so härter ins Licht setzt, recht zum Armensündergerichte!

Wir erinnern hier an die Shawls, wie sie neuerdings bei den Männern aufgekommen sind. Nicht darum sind sie lächerlich, weil die Weiber solche tragen; in Spanien, in Südamerika, in Schottland (plaid) ist bekanntlich der Shawl auch Männertracht; aber er prangt in reichen, vollen Farben, und so freilich ist er ein stattliches Stück, im ärmlichen Grau und in den beliebten Mißfarben dagegen ein hölzerner Sporn, ein pappendeckelner Helm. Freilich aber, wie würde ein

Shawl mit vollen Farben zu unserer übrigen Tracht passen? — Gelegentlich erwähnen wir auch den gestrickten Halsshawl Cache-nez, auch Bajadere genannt, ein Ding, das leider immer mehr einreißt. Eine bessere Anstalt läßt sich nicht erfinden, wenn es gilt, alles auf möglichst vielen Katarrh anzulegen; der Hals wird über das Maaß erwärmt, in Schweiß gebracht, so daß nun jedes Lüftchen ihn erkältet. Die gebildeten Klassen, die etwas mehr nachdenken, könnten es füglich dem Knoten überlassen, mit der bunten Strickarbeit seines Schatzes am Sonntag zu prangen.

Kommen wir auf unsern Aermel zurück; wir haben noch weitere Zwecke der Koketterie aufzuweisen, die ihn hervorriefen. Seine weite Oeffnung läßt die Hand kleiner erscheinen und gebietet sehr häufigen Wechsel der Wäsche, ja es thäte Noth, stündlich das Hemd zu erneuern. Freilich hat es mit der Noblesse des stündlichen Weißzeugwechsels seine Wege, Manschetten thun's auch; aber item, es sieht eben doch höllisch vornehm aus, so ein schwarzes oder mit rother Seide gefüttertes Loch mit feiner Wäsche und mit der zarten, weißen Hand darin! Im trockenen Ernste müssen wir freilich sagen, daß Kokettiren mit der Hand nach unserer ästhetischen Confession nicht zu den zulässigen, sondern zu den kleinlichen, den lächerlichen Manneseitelkeiten gehört; eben so das Kokettiren mit kleinem Fuß. Dem Manne steht die Kraft an, wohl die Kraft mit Anmuth, aber nicht das Niedliche.

Nun muß aber noch ausdrücklich von der Bewegung die Rede werden. Weite Gewänder gehören für Zeiten und Völker, die sich stattlich, mit einer würdigen Weitläufigkeit bewegen. Unsere Bewegungen sind rasch, kurz, knapp, ihr

Charakter ist durch das herrschende Princip der Zeitersparniß bedingt. Ein Mensch etwa unter Tausenden hat in unsern nordischen Ländern schönen Gang, entwickelte, schwungvolle Haltung. Bei solcher Styllosigkeit der Bewegung bringt nun das weite Zeug nur den vollendeten Begriff der Schlaffheit, ja, weil die Hand in der weiten Höhle verschwindet, des ganz Blöden, Latschigen mit sich. Das sind nicht mehr Arme, sondern Flügelrudimente, Pinguinsflügelstümpfe, Fischfloßen und die Bewegung der formlosen Anhängsel im Gang sieht einem thörichten, simpelhaften Fuchteln, Schieben, Nachzücken, Rudern gleich. — Dazu kam nun endlich die Länge des ganzen Gebäudes.. Langer Rock ist nur leidlich, wenn er gar nicht in die Taille geschnitten ist und wenn er in freien großen Falten fließt; ist aber ein nach der Taille organisirter Rock einmal lang, so gibt ihm straffer Eingriff an dieser Stelle wenigstens etwas Charakter: sitzt er hier nicht am richtigen Ort, faßt er den Leib nicht zusammen, hängen die Schöße schlaff herab und kommen noch die gestaltlosen Aermelsäcke dazu, so ist das nicht ein Rock, sondern ein Kittel; der Begriff des völlig Schlaffen, des Lotterichen und Schlotterichen ist bis zur Vollendung realisirt.

Es ist Zeit, daß wir aus unsern technischen Beobachtungen das höhere Resultat ziehen. — Schlaff, schlaff! hat uns jeder Zug dieser Männerkleidung zugerufen; doch nein, das Wort ist nicht zureichend; blasirt! blasirt! höllisch blasirt! Und vornehm, so recht aristokratisch blasirt! Das ist die Predigt, die aus diesem Affenkittel mit den engen Hosen hervorschallt. O, wie ländlich, wie naiv wäre es, so spricht diese Mode, irgend ein Pathos zu haben, auf irgend etwas

gespannt, für irgend etwas warm zu werden, irgend ein straffes Wollen kund zu geben, ausgenommen etwa in Aktien, in Papieren! O, wir sind müd, müd, stumpf, lahm, abgereizt bis auf den letzten Nerv! O wir lassen die Welt laufen, wie sie läuft; es ist doch alles Streben kindisch, und zum Zeichen dieser unserer Reife soll an uns alles theils hängen, schlottern, lottern, theils dürr und steckenhaft sein. — Und als der Verfasser dieser vernünftigen Gedanken den ersten Jüngling mit dem allermodernsten Hemdkragen auf der Eisenbahn einsteigen sah, so meinte er alles Ernstes, einen Pfaffen zu sehen; denn dieser weiße Streifen läuft ja in gleicher Höhe niedrig um den Hals, wie das bekannte Collar des katholischen Clerus, und der lange Kittel war zudem schwarz. Als er den Weltmenschen neuester Mode erkannt hatte, begriff er, was auch dieser Hemdkragen heißen will: O, uns ist Alles, Alles Eins, auch die Concordate! Warum nicht? Sollen wir für Aufklärung schwärmen wie edle Jünglinge? Ist nicht Hierarchie vornehmer, als die Plattheit seichter Geisterbefreiung, die am Ende immer darauf geht, den noblen Menschen im Genusse zu stören? — Zudem gibt dieser Kragen, da er den Hals in gerader, scharfer Linie rund umschneidet, so etwas angenehm frisch Geköpftes, was so recht zum Charakter des Blasirten stimmt.

Zur Farbe müssen wir noch etwas hinzufügen. Daß ein gebildeter Mensch keinerlei ungebrochene oder nur überhaupt kräftig ausgesprochene Farbe auf dem Leib tragen darf, ist ein längst bekanntes Axiom unserer modernen Gesellschaft. Doch duldete die Tracht der vorigen Jahre, freilich neben unseliger Neigung zu den verschiedenen Uebergängen des

Violetten, noch ein ziemlich kräftiges Blau und Grün. Die letzte Mode erst läßt durchaus nur noch Mißfarben zu und besonders vorgezogen wurde zunächst das so recht innig an den Schmutz erinnernde Braungrün. Daneben war natürlich wie vorher Schwarz beliebt; neu aber kam auf das Graue. Und dieß war sehr richtig gefühlt; die vollendete Mattheit und Schlaffheit im Schnitt mußte sich mit der Farbe der Waisenbubenuniform vermählen; das ganz Blasirte ist farblos, selbst Schwarz ist ihm zu entschieden, grau, grau, wie die Seele drinnen, mußte der Kittel werden. Nebenbei mag hier bemerkt werden, wie lächerlich der Farbensinn, da er sich doch nicht ganz unterdrücken läßt, unter dem schweren Druck der Mode sich Luft macht. Bei den nobeln Leuten spielt er in allerhand Schnörkeln von anderer Schattirung der Grundfarbe in den Seitenstreifen (galons) der Hosen, ja wir haben Onkel-Toms-Hütte-Hosen erlebt. Das unglückliche Volk aber, bei welchem er stets ungeschwächter sich erhält, wird mit scheußlichem Rhabarber- und Ockergelb und mit allerhand Buntem, das eine grelle Verbindung von lauter dennoch unreinen Farben zeigt, vom Höllenrachen der Fabriken abgespeist; die Juden namentlich, deren orientalischer Sinn eine dunkle Reminiscenz der Farbenfülle bewahrt, greifen nach diesen Stoffen.

Gehen wir nun in unserem Bilde des ächt modernen Gentleman weiter nach oben, so haben wir über Gesichtsdecoration nichts weiter zu sagen, als daß das Einzwicken der Lorgnette in die Augenhöhle sich als einer der liebreizendsten Züge unseres Stutzerthums billig erhalten hat. Dem wahrhaft modernen Individuum würde es natürlich schlecht

anstehen, gut zu sehen; es ist aber zu gebildet, nicht zu wissen, wie unheimlich der Glasglanz der Brille, bleibend über den Augen, das Gesicht entstellt. Die Lorgnette oft mit der Hand aufzunehmen, ist an sich unbequem und wäre vollends gegen den nobeln Abandon; man verwendet also zum längeren Einklemmen ein Organ, das zu allem eher berufen erscheint, als zum Packen und Zwicken, das Auge; die verwünschten Falten, die sich dadurch bilden, geben dazu einen Ausdruck, worin feines Visiren, kritischer Schnellblick und ein Ennui, ein eigentlich doch nicht der Mühe werth Finden, eine pointirte Morosität sich famos vornehm vereinigen. Im vollen Widerspruche mit dem Charakter des Kittels, der Hosen, des nunmehr wieder zahm stehenden oder, wie schon bemerkt, pfäffisch in gleich niedriger Rundung umlaufenden Vatermörders ist der Vollbart geblieben. Ueber diese und andere Reste des Männlichen oder Keime der Wiederermannung nachher ein Wort; wir fügen nur noch bei, daß neben demselben auch der englische Backenbart aufkommen zu wollen scheint, der bei rasirtem Kinn unbeschnitten in langen Zapfen vom Backen schief abragt, recht wohl erfunden, um ein falsches, abgeschmacktes, verrücktes Bild vom Gesichtsumriß zu geben. Es bleibt uns aber noch etwas zu sagen über die Frisur. Wir müssen unsern Apoll umdrehen und von hinten angucken. Und hier verzeihe man uns, wenn wir nicht im eigenen Namen reden; wir mögen die groben, wüsten Dinge, die wir hier sagen müssen, nicht auf die eigene Verantwortung nehmen.

Steig also herauf, alter, lustiger, närrischer Wörterschnörkler Fischart, und laß vernehmen, was du zu der

Erscheinung sagen würdest! Aber ehe wir dich zum Worte kommen lassen, bitten wir die zarte Leserin, die Stelle zu überschlagen, und bemerken zu ihrer Warnung ausdrücklich, daß sie mit Anführungszeichen beginnt und endet.

Schon glaube ich unsern derben Ahn zu vernehmen, wie er also spricht: „Was willst nun noch, lottericher, schlottericher, armfuchtelicher, matter, schlaffer, flatterricher, tappicher, engbrüstiger Aff, Weiberknieschiebender, dürrwadiger, lendenfetter, verklemmter, Roß- und Kuhdreckfarbiger, regenwetterisch grauer, hungerleiderischer Lump, der die Hosen am Arm und die Aermel an den Beinen trägt, was willst nun noch? Haben die Läus nit gnug Waldweg und Fußsteig auf deinem Grind? mußt ihnen noch die breite, weiße Lausландstraßen über den Hinterkopf dämmen, schwemmen und kämmen, bauen, krauen und stauen? Sollen die Thierlein um so bequemer hintenüber processiren und marschiren, auf daß sie sehen, daß nichts hinter dir ist, wie nichts vor dir? Meinst wohl, ein schöne Frauen werde dich um so lieber küssen, wenn die unsaubern Hausleut in's Genick gewallet und gewandelt seien? O pfui Teufel! ich möcht' auch wohl, wenn ich ein ehrlich deutsch Weib wäre, so einen ausgeblasenen, ausgetunkten, ausgesupften und ausgetupften Brocken vom wälschen Tisch, so einen mürben, pelzigen Kohlrabistengel, so ein faules, altes Kohlblatt, das am Abgußstein in der Kuchen herunterhängt, an mein Herze drücken, fügen und schmiegen" u. s. w.

So würde ein Mann des sechzehnten Jahrhunderts sprechen, der nicht begreiflich fände, wie man das Noble allein in die Feinheit und Kostspieligkeit der Stoffe kann

legen wollen, der in derselben keinerlei Ersatz für den Mangel aller Phantasie in Form und Farbe erkennen würde, der kein Auge hätte für die reservirte Vornehmheit in Blick und Miene, wie sie mit jedem Zuge die ehrliche Freude am Vollen und Glänzenden verspottet und zu sagen scheint: ich könnte wohl, aber ich mag nicht, und der daher alles zusammen nur eben recht gemein und dürftig finden müßte. Und gestehen wir nur, wir haben ihn gerne zu Wort kommen lassen, weil wir selber mitunter etwas derber sind, als ein geläutertes Gehör es leicht vertragen mag, auf der Folie der noch größeren Derbheit aber die unsrige vielleicht etwas anständiger erscheint. In der That aber brauchen wir diese neueste Männermode nicht mit den bunten und formreichen Trachten des sechzehnten Jahrhunderts zusammenzustellen, um hart, wenn auch nicht so hart, wie unser aus dem Geisterreich beschworener Fischart, von ihr zu sprechen. Es genügt selbst die Vergleichung mit dem Schnitte der vierziger Jahre, von der wir ausgegangen sind; sie verhalten sich wirklich zu einander wie straff und schlaff.

Und nun kommen wir auf unsern Ausgangspunkt, die weibliche Mode und ihr Hauptstück, die Crinoline, zurück und sagen zuerst einfach: was Wunder denn also, da der Mann so weibisch, so zahm, so breiweich auftrat, daß das Weib ein Kleid anlegte, das nicht etwa bloß schreit, nein wettert, flucht, donnert, so daß man nie mit so viel Recht von „Aufdonnern" reden konnte? ein Kleid, das auf den ersten Blick schon ruft: alle Hagel, Kreuz-Stock-Schwere-Noth, Bomben-Element, noch einmal, ich bin da, ich brauche Platz für Zwei, Vier, Sechs! — Wenn der Mann Weib wurde,

was Wunder, daß das Weib nicht nur Mann überhaupt, sondern nur gleich Husar, Dragoner, Kürassier wurde? daß sie nun zum ungeheuern Rock auch noch die hohen Absätze an Schuh und Stiefelchen nahm, um recht bubenmäßig dreinzutrappen? und daß sie den Amazonenhut mit wallender Feder schief aufs Ohr setzte, unsere Angströhren zu verhöhnen? Wie könnt ihr darüber schelten? Würden's die Väter und Ehemänner nicht leiden, so würden die Weiber nicht so über die Schnur hauen. Die Männer muß man anklagen, wenn die Frauen aus Rand und Band gehen.

Nun aber meine man nicht, wir gerathen, wenn wir die Damenmode aus diesem Gegensatz erklären, aus dem Grundbegriff des Blasirten und Aristokratischen heraus, den wir in der Männertracht dargestellt fanden. Eben die letzte Bemerkung führt uns vielmehr wieder zu demselben zurück und gibt den natürlichen Anlaß, die Sache etwas genauer und allgemeiner zu nehmen. Die Stimmung vor 1848 war frisch, männlich, strebend, reich an Hoffnungen und freilich auch reich an Illusionen; es folgte die Zeit der Reaktion und in solchen Zeiten gibt man mit den Träumen leicht auch Hoffnung, männliches Streben, Glauben an höhere Güter der Menschheit, jedes Pathos auf. Die bürgerlichen Stände werfen sich auf Industrie und Geld; der Adel, die exquisite Gesellschaft sitzt wieder oben und theilt jenen die Lust mit, in der welken, lahmen Zeit raffinirt zu genießen und den feinsten Genuß in der Ironie der Blasirtheit zu suchen. Farbe bekennen gilt für lächerlich, straff sein für kindisch; wie sollte da die Tracht nicht auch farblos, schlaff und eng zugleich werden? Solche vornehm blasirte Zeiten

haben aber auch gewöhnlich zur Folge, daß das Weib in der Gesellschaft zu hoch obenauf kommt. Das Weib hätte wenig Freude daran, wenn ihm ganz klar wäre, was das bedeutet, wie wenig wahre Ehre mit dieser lasciven Herrschaft ihm eingeräumt ist. Es ist nicht zum erstenmal, daß dieß Obenaufsitzen sich im Reifrock seinen Ausdruck gibt, auch nicht zum zweitenmal, nein, zum drittenmal.

Es ist bekannt, daß die phantasiereiche Tracht des sechzehnten Jahrhunderts um die Mitte desselben in Spanien jene höfische Einziehung und Verengung erfuhr, welche ein treuer Ausdruck des politischen und hierarchischen Despotismus in diesem Lande war; gleichzeitig mit dem eng anschließenden Wamms, der steifen Halskrause, den anliegenden Hosen u. s. w. kam damals beim Weibe zum erstenmal der Reifrock auf, freilich, dem streng kirchlichen Geiste entsprechend, noch nicht mit offenem Busen, sondern eng bis oben geschlossenem Leibchen und mit der Halskrause verbunden.[1] Seine erste Auferstehung

[1] Der Reifrock der ersten Periode muß lang geherrscht haben, denn noch 1644 schreibt Philander von Sittewald (Moscherosch) in seinen „Wunderlichen und wahrhaftigen Gesichten," der bekannten Umschreibung der Sueños des Spaniers Quevedo gegen ihn; es mag hier der Schluß seiner Strafpredigt stehen als Beleg für das Alter der übeln Nachrede vom Ursprung dieser Mode und als kleine Probe der Derbheit der Zeit, wogegen die unsrige Kinderspiel ist; wir schreiben aber die Stelle mit griechischen Buchstaben, um zarte Leserinnen nicht erröthen zu machen. *'Αλσο εἰνε λοσε σχανδὲρ, διε μιτ εἰνεμ ὐνεἑλιχεν κινδ σχυαγγερ γαγγεν ὐνδ σολχεν ἰρεν ὐνἑρλιχεν βαυχ φορ δερ ὑελτ φερδεκεν ὑολλεν, ἁτ διε γροσσε γεπυλζερ ὐνδ ρειφσχυρζε ἀνφαγγς ἐρδαχτ ὐνδ ἀυφγεβραχτ, ὐνδ εἰν ἐρλιχε ἰυγγφραυ, διε φον κεινεμ μαννε ὑυσστε, εἰν ἐρλιχες ἐἑνειβ, δας ἰρεν σχυαγγερεν λειβ φον γοττες γναδεν ὐνδ μιτ ἐρεν τραγε, ἁτ σολχε ἐρλοσε τραχτ ναχγεμαχτ ὐνδ νιχτ βετραχτ διε*

feierte er dann im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts unter der Regierung Ludwigs XV. und, der Wollust der Sitten entsprechend, verband er sich nun mit dem weiten, frechen Ausschnitte des Oberkleides. Die Reife waren schon in der ersten Periode nicht nur von Fischbein, sondern auch von Draht, Eisen, wie jetzt. Die dritte Epoche seiner Herrschaft, die zweite Auferstehung ist das unverkennbare Symbol der Vollendung der Reaktion durch den Imperialismus, der sich breit und hohl ausspannt wie dieses sein Bild, der als letzter und stärkster Ausdruck der Zurückschwellung aller Tendenzen des Jahres 1848 seine Macht wie eine Glocke über Gutes und Schlimmes, Berechtigtes und Unberechtigtes der Revolution gestürzt hat. Nebenher wäre es interessant, wenn es wahr wäre, was behauptet wird, daß unser Reifrock, wie der erste, speciell spanische Erfindung sei. Daß die Zeit nervös sinnlich ist, wie jene des achtzehnten Jahrhunderts, drückt sich in dem nicht viel geringeren Grade der Decolletirung aus, die damit, wiewohl glücklicherweise der grande tenue vorbehalten, Hand in Hand geht. Der letzten Blüthe des Reifrocks machte die Revolution ein Ende und sie setzte an seine Stelle die vermeintlich griechische Tracht, die wir oben schon in anderem Zusammenhang berührt haben. Unsere Zukunft wird wohl nicht ebenso Thorheit an die Stelle der Thorheit setzen, wie die Umgestaltung unserer politischen und gesellschaftlichen Welt nicht aus einer sentimentalen Schwärmerei

ȣρσαχ, ὑαρȣμβ ἐς διε ἐρςε ἐρφυνδεν ἁττε. Ἰς δας νιχτ ζȣμ ἐρβαρμεν; Δαννενέρω διε φρανζοσεν σελβς σολχε γεπȣλζερτε ὑειβερκλειδȣγγεν δες κασχεβαζαρδς δας ἰς ȣρενκλειδερ ὀδερ βαζαρδβεργερ ἁβεν ζȣ νεννεν γεπφλεγτ.

für das Griechenthum entstehen wird. Wir sind wohl doch etwas vernünftiger geworden, wir haben schon jetzt, mitten in der Unform, ein helleres Bewußtsein über sie und uns, als jene früheren Perioden.

Und wie wir denn zu der Frage nach dem Bewußtsein gelangt sind, so erinnern wir uns endlich unseres Versprechens, nicht bloß zu urtheilen und zu schelten. In der That, es ist hohe Zeit, von unsern unvernünftig vernünftigen Gedanken zu den vernünftig unvernünftigen überzugehen. Wir besinnen uns, wir hören auf zu predigen. — Ist ein Einzelner weiser, als Tausende, Millionen? Wir blicken diesen Tausenden, Millionen genauer ins Gesicht, und finden unter vielen Blinden so manchen Sehenden, welcher uns vertraut, aber auch verweisend mit einem Ausdruck ansieht, der da sagt: „als wüßten wir's nicht selber!" Wir finden so manches hell-augige Köpfchen, das uns recht munter anblinzt, die Unterlippe heraufdrückt und mit jedem Zuge spricht: „So? jetzt gerade erst recht!" Wirklich, wir haben noch nicht alle Faktoren beisammen; nicht bloß mit dem stillen, starken culturgeschichtlichen Gesetze haben wir es zu thun, das, wie jedes Kind weiß, hinter der Willkür verborgen waltet, welche die Mode bestimmt, das uns unbewußt nöthigt, unsere politischen, geselligen, sittlichen, gemüthlichen Zustände in unserem Kleide symbolisch abzuspiegeln; uns fehlt noch ein dritter Faktor: die Narrheit, die Phantasterei, der allgemeine, unverwüstliche Studentenhumor des Menschengeschlechts. Ich weiß recht wohl, daß es toll ist, sagt dieser Humor, aber gerade darum will ich es; ich will die Philister ärgern; ich will das Unvernünftige mit Lust betreiben, um zu zeigen, daß ich ein freies

Wesen bin; ich will von der Natur abweichen, um zu beweisen, daß ich, wenn ich ihr ein andermal folge, es auch mit und aus Freiheit thue, daß ich nicht bin ein Strauch, Baum, Thier, dem Stengel, Blatt, Ast und Stamm, Glied, Haut, Pelz eben wachsen, wie sie wachsen müssen; keine Ruhe will ich haben, zupfen und schieben, drehen und dehnen will ich an meiner Erscheinung immer aufs neue, damit man sehe, daß ich lebe, d. h. meine Zustände, Stimmungen, Affekte, Gedanken wechsle; lacht einer, ich lache mit; spottet einer, ich spotte mit; reißen die Dichter, die Satiriker tausend Witze, bringen die Caricaturblätter unzählige Caricaturen: hilft alles nichts, weil ich ja eben das alles zum voraus weiß und doch will, was ich will. — Was hat man nicht alles schon getragen! Als man die Schnabelschuhe, die sogenannten Kraniche bis auf zwei Schuh über die Fußlänge fortsetzte, als man Glöckchen an Ellbogen, Knie, Hand- und Fußgelenk und an das Ende der Gugel setzte, war man gar nicht so dumm, nicht zu wissen, daß das närrisch ist. Studentenhumor haben wirs genannt; wir erinnern uns einer Zeit, da der Studiosus Thaler statt Rädchen in den Sporen trug; die verrückten Mützen, die Kanonenstiefel, die ellenweiten rothen Hosen, die Ungeheuer von Pfeifen, was war es anders, als Romantik, welche eben recht auffallen, dem Philistersmann recht wahnsinnig erscheinen wollte?

Wir haben gesagt, dieses Princip der launischen Freiheit liege hinter einem gewissen geschichtlichen Gesetze verborgen, das uns unwillkürlich anleitet, unsern Zeitcharakter in der Tracht und Mode auszudrücken. Das Verhältniß dieser leitenden Bedingungen werden wir zunächst zu bestimmen haben. Unterscheidet man genauer, so thut man gut, mit den neueren

Historikern des Costüms, namentlich mit dem Manne, der über „Trachten und Moden" so angenehm gehandelt hat und dem wir diese unsere vernünftigen Gedanken als ihrem Wecker anvertrauen, unter dem ersteren Wort einen Typus zu verstehen, der eine ganze Periode dauert, unter Mode den raschen, fast halbjährlichen Wechsel der Formen innerhalb dieses Typus. Dann ist klar: in der Tracht, im Typus herrscht mehr das bezeichnete Gesetz, in der Mode die freie Laune.

Doch so ganz einfach liegt die Sache nicht. Eine Form kann anfangs blos Mode scheinen und wird Tracht. Die närrische Laune, die burschikose Willkür des Menschengeschlechts durchkreuzt sich in unberechenbaren Uebergängen mit der instinktiven Nöthigung, unserer äußern Erscheinung den Stempel unserer Sittenzustände aufzudrücken. Die Crinoline, um bei unserem Hauptgegenstande stehen zu bleiben, ist eine Tollheit, die kein Weib von Witz tragen wird, ohne gleichzeitig darüber selbst zu lachen; und dennoch war es nicht so ganz bloßer Spaß, als wir meinten, sie sei ein Bild vom Geiste der Reaktion, des Imperialismus, vom Ueberwachsen des Weibes bei dem blasirten Erschlaffen des Mannes, ein Bild der höfischen und aristokratischen Tendenzen. Sie schien eine Grille des Augenblicks und sie hat sich für eine Periode festgesetzt wie der 2. December. Nett wär's doch, wenn beide Luftballone miteinander zerplatzten! — Im Grund sind diese Dinge eben frei und unfrei zugleich. Es ist ein Helldunkel, worin Nöthigung und Humor sich durchdringen. Wir schelten und lachen über jeden neuen halbjährlichen Ukas der Mode, der uns aus Paris zukommt, und wir gehorchen dennoch. Wir schütteln an der Sklavenkette und wir zerbrechen sie nicht.

Der Zwang schleicht und schmeichelt sich sachte ein und in kurzem meinen wir, es könne gar nicht anders sein. Doch je phantastischer eine Form, desto stärker geht neben dem gebundenen Willen das klare und ironische Bewußtsein her. Und dieses Bewußtsein verbürgt uns, daß die Thorheit nicht dauern werde; je mehr es wächst, desto näher ist die Zeit, wo es wirkt, zur That wird, die Fessel abwirft. Dieß gilt natürlich von den Urhebern einer Mode, wie von ihren Nachtretern; der Unterschied beider ist schließlich ohne Gewicht, denn die Urheber legen im Grunde sich selbst die Fessel zuerst an und werden ihre eigenen Knechte.

Wir haben sehr übel von unserer Zeit gesprochen: Blasirtheit, aristokratische Ironie, raffinirten Genuß- und Geldgeist, Schlaffheit und andere sehr böse Dinge haben wir ihr nachgesagt. Das ist natürlich nicht so gemeint, als ob wir die ernste Strömung inmitten des Matten und Lahmen, den männlichen Geist der Erfahrung, alle die Keime einer Zukunft verkennten, welche straffere, schwungvollere Tage in Aussicht stellen. Und für diesen Zusammenhang haben wir einige Bemerkungen über das Bessere und Schönere in unserer Mode aufgeschoben, was vielleicht den Ansatz zu einer Veränderung der Formen enthält, die dem veränderten Leben entsprechen wird. — Das Männerkleid betreffend, müssen wir vor allem nachholen, daß seit kurzem die widerlichsten Unformen nachlassen; die Schöße stehen wieder etwas ab, die Hosen sind etwas weiter.[1]

[1] In der Farbe freilich ist es nicht besser geworden. Statt des Grauen ist jetzt wieder ein abscheuliches Violett, eigentlich Braun-Blau-Roth, dunkler oder ganz blaß beliebt, eine Farbe, für die wir nur das Wort haben: zum Erbrechen.

Daß man sich den Bart nicht hat nehmen lassen, haben wir mit Vergnügen bereits registrirt. In der That gehört ein Zwang, den Bart zu entfernen, schon darum zu den drückendsten Tyranneien der Mode (wenn nicht gar des Eingriffs der Regierungen), weil nach ewigen Grundrechten ein Mensch nicht verhindert werden soll, gewisse Unschönheiten des Profils durch den Bart zu verbergen: sehr zurückgeschobenes, kleines Kinn durch Kinnbart, sehr vorgeschobenen Unterkiefer durch Schnurrbart ohne Kinnbart; von dem großen Hauptprincip zu schweigen, daß der Barbar die Natur ausrottet, der Gebildete sie bildet und pflegt. Schließlich aber ist freier Bartwuchs in gebildeten Zeiten immer Ausdruck eines Drangs, vom Conventionellen zur Natur zurückzukehren, und er entspricht dem Realismus und dem Zuge zum Naturwahren in der Wissenschaft und Kunst.

Auch der breitkrempige Filzhut hat sich aus dem Schutte der Barrikaden, wo er als Freischärlerhut liegen geblieben war, wieder aufgemacht und seinen Platz neben dem schwarz glänzenden Cylinder behauptet. Dieser wird sich freilich so schnell nicht verdrängen lassen. Jede Tracht reservirt sich einige Stücke, mit welchen sie vorzüglich nobel thut, d. h. welche viel Geld kosten, weil sie schnell ruinirt sind, namentlich weil jeder Regen sie verderbt, und weil sie doch, mit dem kleinsten Makel behaftet, anständigerweise nicht mehr getragen werden können. Dieß ist nicht leicht bei einem Kleidungsstück mehr der Fall, als bei der „Angströhre." Freilich aber sollte man dann nicht zur Schonung dieses Luxusartikels, wenn nur ein Wölkchen am Himmel steht, das philisteriöseste aller Geräthe, den Schirm tragen; denn wer

nobel sein will, schont eben gerade das Kostbarste nicht, und freilich paßt ein solches Princip schlecht in eine Zeit, welche die sämmtlichen Trachtenformen so generalisirt, daß sie auch den Unbemittelten solchen Luxus aufnöthigt, daher die grenzenlos traurige Erscheinung jener verbräunten, abgegriffenen, prismatisch schillernden, abgeschabten, demoralisirten Hüte, die doch auf manchem ganz soliden Haupte sitzen. Um so fühlbarer ist die Erleichterung, die Wohlthat für die Armen, daß der breite Filzhut sich neben diesem launischen Gebäude doch noch behauptet. Vergriffen, abgeschossen, selbst befleckt sieht er doch nie so gemein aus, wie der mit schwarzem Seidenplüsch überzogene Kopfthurm, wenn auch nur das kleinste Gebrechen seine Form und reine Schwärze getrübt hat.

Nicht zu übersehen ist der Vortheil in Beziehung auf Bequemlichkeit. Der runde Hut ist nicht nur schwer, sondern er faßt, greift den Kopf nicht, schneidet vielmehr nur mit scharfer Kante auf die Haut, macht rothen Ring und Kopfweh und hält doch nicht fest, wogegen der weichere wirkliche Filzhut sich breit, elastisch und dennoch fest an die Stirne legt.

Aber es ist auch ein großer Fortschritt im Geschmack. Wir halten durchaus für unnöthig, dieß zu beweisen, benützen vielmehr die Gelegenheit nur, um einige fromme Wünsche auszusprechen, die vielleicht ihren Weg zu Aug oder Ohr eines fühlenden Hutmachers finden. Der breite Filzhut athmet einen Geist der Freiheit, der es folgerichtig fordert, daß eine weit größere Mannigfaltigkeit von Formen und Farben für das Bedürfniß des Einzelnen fabricirt würde, als dieß der Fall ist. Es herrscht durchaus niedriger Kopf und sehr breite,

selten an den Seiten aufgebogene, meist fast eben umlaufende Krempe. Dieß steht nur länglichem Gesicht auf schlankem Hals, und auch diesem nur nothdürftig; untersetzte, kurzhalsige und rundköpfige Männer sehen unter solchem Hut aus, als hätte man sie von oben breit geschlagen, ja mit einem Hammer breit geplätscht; jeder Zug und Schwung der Linien nach oben ist zerstört. Ferner herrscht in der Farbe zu sehr das Helle, Hellgrau, Hellbraun u. s. w.; zu blonden Haaren läßt dieß ein für allemal kutschersmäßig, da ist ein dunkles Blaugrau absolut indicirt. Eine besondere Form ist neuerdings im Aufkommen: der Filzhut mit ringsum ganz aufgeschlagener Krempe. Es ist nicht zu läugnen, daß diese Form einen großen Vortheil bietet: wer ausgehen will und seinen Hut verlegt hat, darf nur den Gugelhopfenmodel in der Küche nehmen und aufsetzen.[1] Uebrigens ist noch einzuräumen, daß auch die Angströhre neuestens ein wenig vernünftiger geworden ist. Zu der Mode, mit der wir uns vorherrschend beschäftigt haben, gehörte ein sehr hoher regelmäßiger Cylinder mit einer ganz ebenen, auf der Seite nicht im mindesten aufgeschlagenen, schmalen Krempe; es kann kein menschliches Gesicht geben, das unter einem so unterschiedlosen, abstrakten, geometrischen Körper nicht total kameelartig aussähe. Jetzt ist das Rund des Hutkopfes gegen den obern Rand etwas ausgeschweift, die Krempe seitlich aufgebogen: eine ungleich concretere, individuellere, menschlichere Form, von der wir nur wünschen wollen, daß sie nicht so bald in eine neue Mißgestalt über-

[1] Diese Hüte sind neuerdings kleiner und eleganter geworden, so daß sie eigentlich Barette sind, und in dieser Form machen sie sich auf lockigen jungen Männerköpfen ganz hübsch.

gehe. — Auf ein anderes Stück, das sich bei aller übrigen Besserung nicht wird umbringen lassen, auf den Frack, wollen wir uns dießmal nicht einlassen. Diese Materie ist so vielfach und gründlich behandelt, daß uns Schweigen erlaubt ist.

Die weibliche Mode hat auf den breitkrempigen Hut mit niedrigem Kopf zurückgegriffen, der bisher nur als Strohhut auf dem Lande, in den gebildeten Ständen sehr ausnahmsweise vorgekommen war. Höchst abgeschmackt ist es, wenn man diese poetische Form mit der Prosa des seither herrschenden Schüsselchens oder Schachtelrestes, dieses abgezwickten Guckrohrs, sehr uneigentlich Hut genannt, durch rückwärts gedrückte, gequetschte Kopfform zu verbinden sucht. Wenn wir die neue Mode übrigens poetisch nennen, so ist damit nicht ein Mißverhältniß ausgesagt wie von jenen Stücken der männlichen Tracht, die durch einen Anklang des Phantasiereichen im einzelnen Theile die absolute Prosa des Ganzen nur um so schlagender ins Licht setzen, ja ihr eigentlich zum Gerichte, zur Verdammniß gereichen; denn wir haben schon gesagt, daß der Hauptbestandtheil der Frauentracht, das fließende lange Kleid, ein für allemal ein gerettetes gutes Theil idealer Form darstellt, und damit harmonirt immerhin eine Romantik der übrigen Theile. Allein es hat mit dieser Kopfbedeckung eine besondere Bewandniß. Unmittelbar mit dem Gesichte zusammengestellt bringt sie einen Mißklang hervor, wenn sie mit diesem nicht stimmt, wenn beide einander wie Prosa und Poesie widerlegen. Der breite Damenhut hat etwas Freies, Luftiges, Flottes, Burschikoses, Ritterliches: auf einem beschränkten, unfreien, philisteriösen Gesichte wird er zur hellen Ironie. Das Gesicht braucht nicht schön in Formen zu sein,

dieser Hut verlangt nicht den edlen südlichen, romanischen Schnitt des Profils, zu dem er freilich recht prächtig steht; sogar Stumpfnäschen ist er gestattet; nur der Gesammteindruck des Gesichts darf nicht unflüssig, trocken, knopfig sein. Das liegt nun freilich mehr im Spiel der Gesichtszüge, in der Haltung (die namentlich keine gansmäßig vorgestreckte sein darf), und dabei ist natürlich die Bewegung des übrigen Körpers, besonders der Gang nicht gleichgültig. Wer keine Melodie in den Bewegungen hat, hüte sich ja, dieß ins grelle Licht zu setzen, indem ein Trachtstück, worin so viel Schwung liegt, als Vergleichungsmaßstab daneben gesetzt wird. Daß dieser Hut nicht ganz gerad aufgesetzt werden darf, versteht sich; das lautet so mathematisch, daß es allen Anschein von Individualität erdrückt. Es gilt natürlich dasselbe vom Männerhute. Freilich aber auch nicht allzuschief; das sieht am Weibe widerlich kokett, am Manne nach Affektation auf Handwerksburschenstufe aus. Sintemalen nun aber unterschiedliche Damen prosaisches Gesicht und Bewegung besitzen und sintemalen viele darunter so viel Blick haben, zu erkennen, wie laut ein sehr romantisches Trachtstück dieß ausschwatzt, so wird der breite Damenhut sich zwar halten, aber sicherlich nie allgemein werden. Es erhellt ja ohnedieß von selbst, daß er jugendlicher Art ist und alternde Züge nicht verjüngt, sondern durch Kraft des Contrastes doppelt stark betont; daher auch unklüger nichts sein kann, als durch ihn das Alter verbergen zu wollen, und in dem Namen: letzter Versuch, der Accent entschieden auf „letzter“ zu legen ist. Endlich ist er unbequem, weil man hinten überall damit anstößt und schreckliche Kämpfe mit dem Wind zu bestehen hat, während freilich jenes Deckelchen, das bisher

Hut hieß, auf andere Weise unbequem ist: es hindert am Hören, weil die Seiten über das Ohr herablaufen, kein kleines Uebel für das Geschlecht, dessen reizendes Amt so viel mit Flüstern zu thun hat. Immerhin wird es wohl im Ganzen und Großen bei dieser alten Form sein Verbleiben haben und wir urtheilen mild darüber, weil dabei die Grundform in ihrer Aermlichkeit fast gleichgültig hinter dem Aufputz mit Blumen, Bändern, allerlei Geflitter und Geflatter zurücktritt, worin doch dem individuellen Geschmack ein weiter Spielraum gegeben ist, Hübsches (wir sagen nicht: Schönes; Schönen steht dieser Hut schlecht) zu heben, Häßliches zu dämpfen, Gesichtsfarbe zu mildern, zu erhöhen u. s. w. Mit etwas aufgebogener Krempe, mit Federn aufgeputzt ist jene neue, kühnere Form Amazonenhut getauft worden, und so haben wir sie oben mit dem Männischen der Crinoline in Verbindung gebracht. Die Verbindung ist aber nicht nothwendig; Amazonenhut ist mehr noch, als die andern Formen derselben Art von Kopfbedeckung, ritterlich, luftig, phantasievoll, aber darum nicht toll, wüthig, schreiend, wetternd wie die Crinoline: jener wird (obwohl nicht herrschend) sich erhalten, diese verschwinden. Nicht ebenso tolerant sind wir gegen jene Art Halbschleier, jenen kurzen Spitzenvorhang bis auf die Mitte der Nase, der sich mit dem romantischen Ding verbunden hat. Nicht leicht gibt es etwas Koketteres, mehr Herausforderndes. Möchtest das Gesicht sehen? so spricht dieß Vorhängchen: wagst du es, dich recht nah herzudrängen, zu bücken und drunter hinaufzuschauen? — Just so keck, wie die Crinoline, dazu just so unschön und, so sollte man meinen, unleidlich für ein Weib, das seine Augen nicht mißhandeln will,

denn das baumelnde Gitter muß ja beständig zum Schielen reizen. [1]

So sind wir denn noch einmal pedantisch ernsthaft geworden, und weil der Rückfall doch nicht zu läugnen ist, so vermehren wir unsere Sünde noch durch eine Predigt gegen eine neue Entstellung der natürlichen Taille, welche sich seit einiger Zeit einzudrängen droht. Jenes Halbkleid nämlich, das man jetzt wieder trägt, der weibliche Ober- oder Doppelrock, double jupe, hat die Taille meist höher, als die Natur, stopft unter diesem künstlich überhöhten Einschnitt die Hüften so stark aus, als die Crinoline es erfordert, und bringt hiedurch das Bild einer überquellend unnatürlich fetten, daher die Gürtung hinaufdrückenden Hüfte hervor. O, nur das nicht! das ist ärger noch, als die Crinoline! An Weib und Mann erscheint das Mißverhältniß zu kurzen Rumpfes widerwärtiger, als das entgegengesetzte, am Weib aber, wenn die übertriebene Aufbauschung der Hüftgegend hinzukommt, geradezu ekelhaft. Und es ist schade, denn dieser kürzere Oberrock kleidet an sich recht hübsch und romantisch; er verbindet sich mit sehr weiten, offen herabhängenden Aermeln, was zur Frauentracht sehr gut steht, und gehört so ohne Frage zu den mancherlei recht geschmackvollen Stücken, welche gegen-

[1] Auch die Damenmode hat seither das ganz aufgekrempte baret-artige Hütchen aufgenommen, das oben in einer Anmerkung erwähnt ist; es wird mit Federn aufgeputzt und gewöhnlich mit einer Haartracht zusammengestellt, welche die Locken in ein schwarzes oder buntes, mit Perlen, Gold, Silber verziertes Netz sammelt. Das macht sich denn ganz ritterlich, pagen-artig, wird aber gewiß nicht allgemein werden, weil es der Prosa der Zeit gegenüber noch specifischer auffällt, als der breite Damenhut, ja fast wie Maskirung aussieht.

wärtig neben der häßlichen Crinoline wie Knospen hervorbringen.

Zum Schlusse versichern wir noch einmal, wie wir bei all unserem Schelten sehr wohl wissen, daß wir es nicht mit Blinden, sondern mit Sehenden zu thun haben. Unser Zutrauen zu der Kraft des Bewußtseins im Menschengeschlecht ist so groß, daß wir ernstlich glauben, es seien derjenigen, welche verrückte und abgeschmackte Formen der Kleidung ohne Ironie tragen, nur sehr wenige. Und indem wir den freien Unfreien, den Leuten, welche die Tollheit mitmachen und zugleich darüber lächeln, ins Auge blicken, meinen wir in ihren Blicken eine kleine Nebenfrage zu lesen, so einen kleinen Kitzel von Neugierde, so ein bischen Persönliches. Was thun, so lautet diese prickelnde Frage, was thun? Die Mode herrscht einmal diktatorisch; wer sich ihr entgegenstemmt, wird lächerlich. Du nun, höchst vernünftiger Schreiber dieser Gedanken, unbekannter Freund oder Feind, wir möchten doch wissen, was du thust? — Mit einem Seufzer bekennt euch der Unbekannte: er hat dießmal — nicht mitgethan. Aber weit entfernt, im Tugendstolz auf seine Mitchristen herabzusehen, die der Strom fortgezogen, gesteht er ihnen noch eine besondere, fast unüberwindliche Schwierigkeit, welche sich solcher finstern Negation entgegen stemmt. Sie liegt im Schneider.

Ist eine Mode abgethan, so verliert der Schneider in kurzer Zeit Sinn, Organ, Auffassung, Griff und Schick für ihre Formen. Schneider sind ungeheuer positive Bürger im Staate der Mode; bezeuge mir es jener ernste Berliner Meister, dem ein Kunde einen kühn concipirten Frack zeigte, den er von einem revolutionären Künstler in Paris mitgebracht. Er

umwandelt ihn mit prüfendem Auge und ruft dann aus: „Der Frack ist gut, aber zu subjektiv gedacht!“ — Aber nicht nur dieß; wagt es ein Kleiderkünstler, der Mode zu opponiren, geht er mit hoher Selbstüberwindung daran, ein Bauwerk nach dem vergangenen Styl zu entwerfen, so glauben ihm seine Bauleute, die Gesellen, nicht, daß dieß ein Willensakt sein könne; sie meinen, er sei gesunken, er sei gestürzt in die Tiefe, wo die obscuren Winkelschneider in grauen Schatten wohnen, sie verachten, verhöhnen ihn, treiben es bis zur Rebellion, drohen ihn zu verlassen. O, mühsam hat Schreiber dieses einen Mann gefunden, der die doppelte Kraft besaß, beim Aufbau eines Rocks nach dem Schnitte der vierziger Jahre sich selbst und dieß furchtbare Element zu besiegen. Er siegte. Edler! Stünde es in meiner Macht, dir würde ein Monument gesetzt. Der Gedanke hat mich beschäftigt. Zuerst flüsterte mir die Eitelkeit ein: eine Gruppe, er und ich, Ein Lorbeerkranz, den wir beide halten. Ich habe ihn weggeworfen, diesen Gedanken, nicht nur wegen seiner Eitelkeit, nein, auch weil ich ihn künstlerisch nicht zu entwickeln vermochte. Die Erinnerung an die Goethe- und Schillergruppe ließ sich nicht abweisen. Welcher von beiden sollte hier den Kranz halten, welcher danach greifen? Und sieht das Greifen nicht mehr oder minder immer doch wie ein gelindes Rapsen aus? Die Idee aber, einen großen Kranz zu construiren, der uns beiden die Köpfe umspannte, führte wiederum auf Unkommlichkeiten, und so leitete Aesthetik und Moral mit gleicher Macht auf eine einzelne Statue. Du stehst kühn, im Selbstgefühle des moralischen Sieges etwas wild emporschauend, in der einen Hand mit geistreichem Schwung die Scheere zum

Schnitt bewegend, in der andern das Tuch zum Recke haltend. — Erz. — Du selbst, um deine Person für sich gegen die große Frage indifferent zu halten, im Frack. Große neue Idee: die Schöße in Charnieren beweglich, so daß der Wind eine graziöse Bewegung in die Gestalt bringt; das bewegliche, versatile Element im Schneidercharakter kommt dadurch zu seinem Recht im Gegensatz gegen den strengen, unerbittlich willensfesten Ausdruck der Züge. Zu den Füßen des Helden bezwungene, in machtlosem Trotz murrende, gefesselte Schneidergesellen. Auf drei Seiten des Postaments Reliefs, das eine den Rock der vierziger Jahre darstellend, am Leibe von Jünglingen, die begeistert die Nachricht der Revolution von 1848 vernehmen; das andere den Sturz dieser Mode durch eine Barrikadenscene von 1849; das dritte eine Gruppe blasirter Stutzer im spöttlichen neuesten Habit, auf einem Corso stolzirend, lorgnettirend; auf der vierten Seite aber, der Vorderseite, müßten die Worte des Dichters prangen:

Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der schwachen Thon zu solcher Ehre bringt.
Doch wenn ein Schneider von den Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt,
Dann kann man ihn mit Freuden Andern zeigen,
Und sagen: das ist er, das ist sein eigen!

[illegible]

Schrift bewegend, in der andern den Stab [illegible] haltend.
— [illegible] — Du selbst, und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
große [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
Man [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Zum zweiten Theile von Goethe's Faust.

Es sei doch einmal gewagt, das Bild eines zweiten Theils der Tragödie Faust, wie ich es schon lang in mir umtrage und in den Vorlesungen öfters entwickelt habe, in die Oeffentlichkeit hinauszugeben. Gewagt: denn ich weiß zum voraus, was man mir entgegenhalten wird. Was soll das sein? wird es heißen: du gibst uns hier einen Entwurf für eine dramatische Dichtung, der offenbar gewiß nicht ausgeführt werden soll, ein Wollen und Nichtkönnen, ein Ding, das ist und nicht ist, ein Unding. Ja freilich, so antworte ich, soll dieser luftige Bauriß niemals ausgeführt werden, nicht von mir, der ich gar kein Poet zu sein mich vermesse, nicht von irgend einem Andern, denn wer kann neben den ersten Theil von Goethe's Faust zu treten sich erdreisten? Wer, um aus dem Ganzen nur das Eine herauszuheben, führt den Mephistopheles in neuen Situationen auf und getraut sich, die andeutende Skizze auszuzeichnen und auszumalen, damit sein armer Versuch neben Goethe's Bild als eine Null, ein Nichts dastehe? Ich werde mitunter mich ausdrücken, als dächte ich nicht nur an eine Ausführung, sondern sogar an eine Aufführung; dieß ist natürlich bloße Redeweise, die cum grano salis verstanden sein will. Also wirklich ein bloßer Entwurf und doch, so behaupte ich, kein Unding. Es soll eine positive Kritik des

zweiten Theils Faust von Goethe sein und nichts weiter. Goethe hat im ersten Theile das Fragment eines wunderbaren, unnachahmlichen Baues aufgeführt, einen Flügel mit sichtbaren Ansätzen und Fugen, die auf einen zweiten Flügel weisen. Im Greisenalter vollendet er den zweiten Flügel mit ermatteter Hand, ein Werk nicht ohne einzelne tiefe und große Gedanken, aber hier flach und matt, dort verschnörkelt, selbst in Grundverhältnissen und Structur vielfach verfehlt und lückenhaft. Nun gibt es doch Leute, die über einen Bau urtheilen können, ohne Baumeister zu sein; es ist ja mit allem Kunstwerk und aller Kritik nicht anders: man muß doch z. B. gewiß kein Raphael sein, um ein Werk seiner Hand zu beurtheilen und etwa darin einmal einen unglücklichen Gedanken, verfehltes Motiv, schwächere Zeichnung und Farbe zu erkennen. Wollte man vom Kritiker vielleicht gar einmal fordern, er solle nicht bloß tadeln, sondern — nicht zwar es im Sinne der Ausführung besser machen, aber doch im Umriß zeigen, wie man es besser machen sollte, so wäre das offenbar zu viel verlangt; er hat seine Schuldigkeit gethan, wenn er nachgewiesen hat, daß in einem Kunstwerk dieß und das, was nachweisbar der Inhalt fordert, zureichend oder unzureichend, ästhetisch befriedigend oder unbefriedigend entwickelt ist. Aber die Natur in der launischen Art, wie sie ihre Gaben austheilt, kann einmal einem Kopfe, den sie im Wesentlichen nur für Kritik gebaut hat, Einfälle, Gedanken, Motive zu Gedichten eingeben, ohne ihn irgend zur Ausführung zu befähigen, Keime, die er nicht großziehen kann, Eier, die niemals ausschlüpfen. Ein Solcher thut denn einmal ein Uebriges: er geht her, legt den vollständigen

Riß obigen Bauflügels vor sich, zeichnet in zarten Linien daneben, wie der Bau nach seiner Vorstellung sein müßte, wenn er der Idee entsprechen sollte, die aus dem ersten, gebauten Flügel folgerecht hervorgeht, und er setzt hinzu: bauen aber hätte nur Goethe, Goethe in seinen guten Jahren es gekonnt. Soll es so etwas nicht auch geben dürfen? Ich weiß nicht, warum nicht. Vollends wenn es sich bescheidet, nicht das einzige Mögliche zu sein. Goethe's Faust ist ins Unendliche fortsetzbar. Es kommt darauf an, aus dem ersten Theile richtig zu schließen, was, welche Gebiete, welche Aufgaben in einer Fortsetzung vorkommen müssen, für die Ausführung lassen sich die verschiedensten Formen, Situationen erfinden, um dem Thema, das sich aus diesen Schlüssen ergibt, gerecht zu werden. Nur das ist gewiß, daß Niemand es Goethe gleich thun kann, der ja im Alter sich selbst es nicht gleich thun konnte.

Eine kurze Erörterung zu dem vorhin genannten Zwecke muß vorangeschickt werden: wir haben uns auf Grund der Anlage des Gedichtes Rechenschaft darüber zu geben, was ein zweiter Theil Faust im Allgemeinen enthalten muß. Außerdem werde ich die folgende Skizze mit einzelnen Bemerkungen begleiten. So wird sich denn nebenbei auch kritisch ergeben, daß und warum mich Köstlins Schrift: „Goethe's Faust, seine Kritiker und Ausleger“ im Wesentlichen nicht bekehrt hat, während mir übrigens das positive Verfahren, nämlich eben die Skizze selbst, die ausgedehntere Wiederholung und Begründung meiner alten Vorwürfe gegen das Erzeugniß des Goethischen Alters erspart. In Einigem allerdings habe ich, und zwar schon vor Erscheinen dieser Schrift, meine Ansicht

verändert; namentlich halte ich nicht mehr, wie früher, einen Schluß der Tragödie für unmöglich; dieß ging schon aus meinen „Kritischen Bemerkungen über den ersten Theil von Goethe's Faust, namentlich den Prolog im Himmel" (Monatschrift des wissenschaftlichen Vereins in Zürich 1857) hervor.

Daß die höhere Region, in welche Faust geführt werden soll, vor Allem die politische sei, dieß bedarf, da ja Goethe selbst in den bekannten Briefstellen es ausgesprochen hat, keines neuen Nachweises. Es bieten sich nun sogleich verschiedene Formen dar: Einwirken auf das politische Leben durch bedeutende Stellung an einem Hofe, Regieren als Fürst, Vorkämpfen für Freiheit an der Spitze des Volkes. Goethe hat die erste dieser drei Formen versucht, vermochte aber die angelegte Situation nicht zu benützen: das Papiergeld macht Mephistopheles, Faust handelt nicht, er holt nur am Schlusse die Gestalt der Helena aus der Behausung der Mütter herauf. Die Hauptmasse dieses ersten Aktes bildet das allegorische Maskenfest: im Gefühl seiner Schwäche, wo es galt, wirklich darzustellen, verwendet Goethe die Erinnerung an seine Thätigkeit als Festanordner am Hofe zu Weimar; statt darzustellen, stellt er Darstellung dar. Im vierten Akte nimmt Faust am Kriege Theil; doch nein, es ist wieder Mephistopheles, welcher handelt, wenn man je Zaubern ein Handeln nennen will. Das ist keine ethische Betheiligung Fausts am öffentlichen Leben, denn daß er die Zauberei des Mephistopheles für seine Zwecke benützt, darauf ruht keinerlei Accent von Schuld oder Nichtschuld. Ueberhaupt ist dieß ganze Mitwirken im Kriege nur ein überleitendes Motiv, das der

Dichter aus der Sage [1] lediglich zu dem Zweck aufnahm, Faust in den Besitz eines Landstrichs, eines kaiserlichen Lehens gelangen zu lassen. Dieser tragische Charakter geht ja auch wirklich mit dem Beruf eines Feldherrn, wenigstens sofern es gerade auf das Technische ankommt, wie hier, nicht wohl zusammen. Die Handlung wäre hier nur in dem Falle weiter geführt, wenn Faust sich an die Partei des Kaisers mit bestimmter politischer Gesinnung anschlöße, am Guten und am Bösen, an ihrem Recht und Unrecht Theil nähme, und davon ist nicht die Rede. Uebrigens ist das Allgemeine des politischen Zustands, mit den merklichen Nebenbeziehungen auf das bourbonische Frankreich und Napoleon, hier allerdings so geschildert, daß man in den halbverwischten Zügen wohl den alten Meister noch erkennt, ebendieß gilt von einzelnen Scenen im ersten Akte; auch der alte köstliche Humor kommt noch zum Vorschein: ich muß meine früheren Aeußerungen über diesen zweiten Theil in dem Punkte namentlich berichtigen, daß ich anerkenne, wie am allermeisten in den komischen Partien noch die ächte Goethische Genialität herausschaut; dahin gehört, außer den schelmischen Scenen im ersten Akte, im zweiten der köstliche Auftritt zwischen Mephistopheles und dem Baccalaureus, dann jener, wo der Erstere den Wagner in seinem Laboratorium besucht und ihm Stille geboten wird, damit er den chemischen Proceß der Verfertigung des Homunculus nicht störe, und im vorliegenden vierten Akte die Scene, wo der zudringliche Erzbischof dem Kaiser, nach jeder gewährten

[1] Joh. Manlius Collectanea etc.: idem Faustus vane gloriabatur de se, omnes victorias, quas habuerunt Caesariani exercitus in Italia, esse partas per ipsum sua magia.

Bitte an der Thüre noch einmal umkehrend, sein ganzes Reich abzupressen gute Lust zeigt: dieß sind Momente, Bilder von reizender Schalkhaftigkeit, wie sie Keiner einem Goethe nachmacht, wiewohl sie fast in jedem Zuge der Ausführung die zitternde Greisenhand verrathen. Man kann das Beste in diesem Spätling mit Werken der letzten Manier von Tizian vergleichen, wo er den Pinsel nicht mehr stet führen konnte, daher tupfweise die Farbe auftrug, aber — immer noch Tizian war.

Von den zwei andern Formen, die wir unterschieden haben: Fürst und Revolutionär, hat Goethe, wie sich erwarten läßt, nur die erstere gewählt. Es findet sich zwar unter seinem Nachlaß eine Stelle, wo Faust dem Spotte des Mephistopheles zum Trotz sich entschlossen erklärt, für die höchsten politischen Güter einer Nation als ein zweiter Marquis Posa zu wirken; Köstlin führt sie S. 82 an und glaubt, Goethe habe dieß Motiv darum verworfen, weil eine solche Rolle für den skeptischen, kritischen Faust zu philanthropisch, naiv, optimistisch, für einen so kosmopolitischen Helden zu beschränkt national wäre. Allein ich sehe nicht ein, warum Faust seinen Skepticismus und Kriticismus nicht einmal gegen ein schlechtes, unfreies Staatsleben als positives Wollen sollte wenden können, ist er ja doch auch nach Köstlin zugleich der „ungeduldige Stürmer und Dränger", hat sich ja doch der Unzufriedene noch einmal jugendlich verliebt: soll er sich nicht auch in das Ideal der Freiheit verlieben können? Kosmopolitisch aber ist Freiheitsstreben seinem Wesen nach immer, auch wenn es in einem bestimmten Staat eine Grundveränderung zu bewirken sucht. In der That mir scheint nichts so

sehr einzuleuchten, als daß Faust, der Mann, der immer ins Unbegrenzte strebt, der alle Erfahrung und Schranke verachtet, Faust, welcher der Menschheit Wohl und Weh auf seinen Busen häufen, der Menschheit Krone erringen will, unter den Formen, die er durchwandelt, wesentlich auch die des Mannes der Freiheit, des Vorkämpfers in einer großen, begeisterten Bewegung für ewige, allgemeine Menschen- und Volksrechte ergreifen muß. Und wie natürlich drängt sich dann auf, daß Mephistopheles die falsche Schranke, den frivolen Geist einer faulen Ordnung, die Reaktion vertritt! Wie ganz von selbst fügt sich das unsterbliche Paar in diese Rolle! Der ganze Zug des Gedichtes, seine innerste Bedeutung weist und führt dahin! Köstlin findet auch darin ein Hinderniß, daß beide ja im Bunde miteinander sind, Faust mit Hülfe des Mephistopheles wirkt: „Posa kann nicht den Teufel nach Madrid bringen, Oranien nicht mit Hülfe Belials die Niederlande befreien.“ Gut: so habe Faust seinen dämonischen Begleiter bei diesem Schritte fortgewiesen, derselbe dränge sich aber unter einer passenden Maske dennoch herein und verfälsche, beschmutze ihm sein Werk! Darauf kommen wir im Folgenden zurück, wo wir ohnedieß zu zeigen haben, daß Faust den Mephistopheles das eine und anderemal energisch von sich stoßen muß. — Mir scheint es, man bedürfe aller dieser Erwägungen nicht, um sich zu erklären, warum Goethe den Gedanken wieder aufgab und seinen Faust nur in Eine politische Situation setzte, worin er wirklich thätig ist: die eines Regenten; er that es, weil das Bild einer Revolution seiner Natur zuwider war. Man weiß, wie schwer es ihn überhaupt ankam, als Dichter den politischen Schauplatz

zu betreten; um so höher ist es ihm anzurechnen, daß er am Schlusse seines Lebens es über sich brachte, den Helden des universalen Dramas, das ihn auf allen Schritten seiner Laufbahn begleitet hatte, wenigstens in dieser einen Form auf das dem Dichter so unheimliche Feld zu versetzen und mit dem hohen Bild im Geiste: Fürst eines freien Volks zu werden, sterben ließ. Der politikscheue Goethe beschließt das Grund- und Hauptwerk seines Lebens mit dieser herrlichen politischen Bekrönung: ein hoher Gedanke, ein würdiges und großes Ende von Fausts Lebensgang und Goethe's Dichtergang. In dieser freudigen Anerkennung soll uns auch die Schwäche der Ausführung nicht stören; Fausts Wirken ist nicht dargestellt, sondern bloß berichtet, und überdieß sehr mangelhaft, da wir nur von großartigem Kampf mit dem Meere, Pflege des Handels und Gewerbs, nichts von den andern wichtigeren Zweigen segensreichen fürstlichen Waltens, nichts von Verfassung, nichts von Förderung des geistigen Wohls vernehmen: Gebiete, die doch einer poetischen Veranschaulichung in Scenen, Handlungen recht wohl fähig sind. Auch die Schuld, womit Faust diese neue Thätigkeit befleckt, ist durch die Verbrennung der Hütte und den hierdurch veranlaßten Tod des alten Ehepaars, wobei ein in der Ungeduld gegebener Befehl des Herrschers überschritten wird, geistreich der Intention nach, schattenhaft in der Form zur Darstellung gebracht.

Die zweite Sphäre, in welche Faust unzweifelhaft geführt werden muß, ist der Humanismus, die Welt der Schönheit, Kunst, klassischen Bildung. Köstlin gibt zu, daß sie bei Goethe einen zu großen Raum einnimmt. Die Helena,

das Sinnbild dieses Elements, kommt ohne jede Rücksicht auf dramatische Einheit dreimal vor: Faust beschwört ihr Bild aus dem Reiche der Mütter, sucht sie in der klassischen Walpurgisnacht, findet sie dann auf der Oberwelt und feiert mit ihr seine unerquickliche allegorische Vermählung, woraus der Kautschukmann Euphorion mit so rührender Beschleunigung hervorgeht. Gewiß war es ein geistvoller Gedanke, aus dem Volksbuche das Motiv aufzunehmen, daß Mephistopheles dem Faust die Helena zuführt. Sie bietet sich wie gerufen dar, um das Leben in der Kunst, Schönheit, ästhetischen, klassischen Bildung, in welches Faust eintreten soll, in ihrem Bilde zusammenzufassen. Aber Allegorie bleibt Allegorie; keine Seele hat mich bis jetzt widerlegt, wenn ich gegen den zweiten Theil Faust den Satz aus dem A B C der Aesthetik in Geltung gesetzt habe, daß Allegorie nicht Poesie ist. Aus der Verbindung von Faust und Helena eine Allegorie der Durchdringung des Classischen und Romantischen in der modernen Kunst und Dichtung zu machen, das ist ein Einfall, auf den zu gerathen es keines Goethe bedarf; ich selbst z. B. rühme mich wahrlich nicht poetischen Talents und darf doch sagen, daß ich lang vor dem Erscheinen der klassisch-romantischen Phantasmagorie Helena auf diesen Gedanken kam, aber auch alsbald mir vorhielt, ein Dichter müsse der Versuchung eines solchen Einfalls widerstehen, eben weil er zu nahe liege und weil schon durch das eine Motiv beide Figuren jedes warmblütigen poetischen Lebens entleert und zu hohlen Pappendeckelpuppen ausgeweidet würden. Wenn dann z. B. nach Helenas Verschwinden ihre Gewänder bleiben und Faust einhüllen, so versteht sich das freilich leicht als Allegorie des

Satzes, daß die moderne Poesie sich die reine Formbildung des griechischen Alterthums anzueignen hat, deren Geist aber nicht erneuern kann: eine landläufige Wahrheit, oberflächlich und seicht eingekleidet. Uebrigens wiederhole ich daneben den entgegengesetzten Vorwurf des peinlichen Dunkels in andern Allegorien. Was der Homunculus ist, was Mephistopheles als Phorkyas bedeutet, das bekenne ich auch nach Köstlins Deutungsbemühungen nicht zu wissen. Hüten wir uns denn billig vor Allegorien, so ist es dagegen bei einem Stoffe wie die Faustsage nur ganz in der Ordnung, Geister auftreten zu lassen. Im Volksbuch ist Helena ein Succubus, ein Teufel in weiblicher Maske, und wir werden zusehen, ob die Figur nicht in dieser Bedeutung sich verwenden lasse.

Eine dritte Sphäre ist die Wissenschaft, das Forschen nach der höchsten Wahrheit. Doch nicht ohne Weiteres darf als ausgemacht hingestellt werden, daß diese Sphäre vorkommen müsse, ja nur dürfe. Faust hat ja den Bund mit Mephistopheles gerade darum geschlossen, weil „des Denkens Faden zerrissen" war, weil ihn „lange vor allem Wissen ekelte;" dazu kommt die ästhetische Schwierigkeit, diese Form geistigen Thuns darzustellen, die sich noch steigert, wenn Faust nicht mehr die drastische Inconsequenz begeht, wie in den ersten Scenen des ersten Theils, wo er in verzweifelter Ungeduld die Wahrheit durch Magie erstürmen will. Allein was das Erste betrifft, so hat Mephistopheles, im bekannten Monolog, auch gesagt: „verachte nur Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft, laß nur in Blend- und Zauberwerken dich von dem Lügengeist bestärken, so hab' ich dich schon unbedingt." Der Drang der Ergründung des innersten

Wesens der Dinge ist das Reinste, Beste in Faust, es ist sein wahres Selbst, sein innerster Geist, sein Genius: wird er diesem untreu, so ist er verloren. Und in der That hat der Dichter auch mitten im Lebensgange seines Helden mit Mephistopheles diesen Faden wieder aufgenommen: wir finden Faust in Wald und Höhle der reinen Betrachtung, der Erforschung der Natur und der Wunder des eigenen Innern hingegeben; es ist die erste starke Reaktion gegen den dämonischen Verführer und Goethe sagt uns hiemit, daß diese reine geistige Arbeit die Hauptform sei, in welcher seine ethische Selbstbestimmung gegen den Bösen sich geltend machen muß. Freilich liegt auf jener Stelle auch ein ungelöstes Dunkel. Es ist der Erdgeist, der den Faust in die Geheimnisse der Natur einweiht, ihm vergönnt, „in die tiefe Brust der Natur wie in den Busen eines Freundes zu schauen," derselbe Erdgeist, der ihm den kalten und frechen Begleiter zugesellt hat. Dieß ist bekanntlich stehengebliebener Rest eines aufgegebenen Plans, und da wir uns auf diesen verwickelten Punkt hier nicht einlassen können, so müssen wir von der letzteren Seite, von der Frage, wie Goethe die dauernde Verbindung mit dem Erdgeist gemeint habe, absehen und die Scene einfach so auffassen, als ob Faust aus eigener Willenskraft sich den Banden einer zerstörenden Leidenschaft entrissen und in sein ursprüngliches Element, die Wissenschaft, geworfen habe. Nun fragt es sich also, ob die Tragödie nicht fordert, daß von Stelle zu Stelle in der Handlung ein solcher Rücktritt Fausts in die Sphäre des reinen, des wahrheitforschenden Geistes eintrete? Die Frage wird bedingt zu bejahen sein. Im Anfang der Tragödie wollte Faust die Wahrheit erkennen ohne jede Vermittlung,

ohne Methode, ohne Rücksicht auf das, was Andere vor ihm gedacht haben; er wollte Alles auf einmal wissen, er wollte die Pforte der Wahrheit mit Gewalt sprengen, das führte zum Zauber und der Erdgeist warf ihn beschämt zu Boden. Damit wollte der Dichter nicht sagen: man kann nicht erkennen, man kann nur glauben, sondern: es gibt kein Erkennen, das mystisch mit einem Sprunge sich in den Mittelpunkt der Wahrheit versetzt, ein solcher Versuch endigt mit Demüthigung und Verzweiflung, der Weg des Erkennens muß mit Resignation gewandelt werden und diese Resignation enthält zweierlei: Geduld des langsamen Fortschreitens mit Methode, mit stetiger Benützung der Vorarbeit Anderer, und Verzichtung auf das Ganze der Wahrheit. Verzichtung auf das Ganze: das heißt nicht Verzichtung auf eine Erkenntniß des Wesens der Dinge; nennen wir das Wesen der Dinge Centrum, so lautet das Gebot: du sollst dich zufriedengeben, von einzelnen Punkten der Peripherie in das Centrum zu schauen, fortschreitend wirst du von immer mehreren in dasselbe eindringen, wiewohl nie von allen. Wer auch nur irgend eine Form des Daseins gründlich mit seinem Denken durchdringt, der erkennt die Wahrheit. — Nun aber müssen wir uns zu der andern Seite, zu der ästhetischen Schwierigkeit der Darstellung wenden. Es leuchtet ein, daß dieß Thema viel zu abstrakt ist, um poetischer Veranschaulichung fähig zu sein; der Dichter kann das nur andeuten und auch die Andeutung ist prosaisch, wenn sie nicht in irgendwelchen lebendigeren, bewegteren Zusammenhang gesetzt wird. Goethe selbst nimmt gleich zu Anfang des zweiten Theils dieß Moment wieder auf und gibt uns wirklich eine Andeutung; das Bild

ist von des Dichters optischen Studien genommen: Faust sieht in die aufgehende Sonne, wendet ihr aber dann den Rücken, betrachtet den Regenbogen im Schaume des Wasserfalls und sagt sich: „am farbigen Abglanz haben wir das Leben." Das Metaphorische dieser Andeutung genügt offenbar nicht, sie poetisch zu beleben; die Einfügung in einen bewegteren Zusammenhang, die ich fordere, ist so gemeint: die Erkenntniß der Wahrheit, um die es hier sich handelt, der Wahrheit, daß ächte Forschung nach dem Wesen der Dinge mit jener Resignation und Geduld vereinigt sein muß, soll von dem Dichter auf einem Punkt erfaßt werden, wo die abstrakte Thätigkeit des denkenden Geistes so eben, *und zwar in der vorliegenden Handlung des Drama selbst*, in das Leben mündet. Faust sitze wieder über Büchern, spreche mit wenigen einleuchtenden Worten die gewonnene Ueberzeugung aus und sage uns alsbald, daß er einen Weg eröffnet sieht und mit Begeisterung betreten will, auf welchem er eine begrenzte, aber tiefe und begeisternde neue Gedankenwelt in die Wirklichkeit einzuführen, in eine öffentliche Macht zu verwandeln gedenkt.

Welcher Weg, welche Sphäre bietet sich nun hiezu am passendsten dar? Diese Frage führt uns zu einem Punkte, auf den ohnedieß der allgemeine Inhalt unserer Betrachtung uns leiten muß. Wir haben drei Sphären genannt: Politik, humanistische Bildung und Forschen nach der reinen Wahrheit. Wie steht es nun mit der Religion? Hat uns der Dichter nicht selbst auf diese Frage gelenkt durch die Scene, wo der Ostergesang den Helden, obwohl er zum Dogma sich ungläubig verhält, vom Schritte zum Selbstmord abzieht, durch

sein Bibelstudium nach dem Spaziergang, durch sein Bekenntniß eines toleranten Natur- und Gefühlspantheismus im Religionsgespräche mit Gretchen? Wird Faust nach seiner furchtbaren Erfahrung nicht erkennen, daß seinem rationell freien Denken über die Religion ein wesentliches Moment, das ethische, gefehlt habe? Daß die Gottheit zwar ewig gegenwärtig unter uns ist, im Himmelsgewölbe, in den Sternen, im Herzen, in der Liebe, wahrhaft und ganz gegenwärtig aber nur in dem Herzen, das sich überwindet, im Geiste, der sich zu seiner wahren Freiheit und zur Versöhnung mit dem Ganzen, mit dem ewigen Weltgesetz hindurchringt? Daß also nur ein ethischer Pantheismus wahrer Pantheismus ist? Ist es so — und es wird wohl so sein —, so wird Faust, dem die Zerknirschung über seine Schuld nicht den Lebensmuth darf geknickt haben, der sich vielmehr zu neuer Energie aufraffen soll, indem er sich sagt: deine einzige Reue sei eine bessere That, — Faust wird sich umschauen, wie und in welcher Form er das Gut dieser Erkenntniß in ein Allgemeingut umsetzen könne. So frei und tief, wie er es erfaßt, kann das freilich nicht ins Volk hinausgetragen werden, es bleibt esoterisch, wohl aber ist eine Religionsform denkbar, die dem Menschen, ohne ihn zwar völlig vom Dogma zu lösen, vom Wahne, vom Außersichsein, von der blinden Autorität befreit, ihm seine Selbstbestimmung zurückgibt und ihn anweist, den Proceß der Versöhnung mit dem Ewigen selbst und frei in sich zu vollziehen. Nun — und nicht nur denkbar ist diese Religionsform, sondern sie ist da, sie ist aufgetreten eben in der Zeit, in welcher die Faustsage spielt: es ist die Reformation. Faust muß in Zusammenhang mit dieser großen

Krisis der Zeit gebracht werden, dazu fordert doch wahrlich das sechzehnte Jahrhundert von selbst auf, dessen tiefe, allgemeine Geistergährung ja eben die Sage von Faust geschaffen hat.

Allein ich gebe zu, daß auch in dieser praktischen Wendung die Religionssphäre immer noch sehr große Schwierigkeiten darbietet; sie kann nicht in größerer Ausdehnung behandelt werden, es führte dieß immer auf allzulange Monologe und Reden. Dieß Motiv muß also schon mit seiner Entstehung, seinem ersten Auftreten selbst wieder alsbald in ein anderes münden, das unzweifelhaft poetischer Behandlung fähig ist, und dieß andere Moment, welches wird es sein? Kein anderes als wieder das erste, das wir aufgeführt haben: die Politik, und dazu das zweite: der Humanismus. Wir stehen vor einem wechselseitigen Uebergang der Hauptsphären, in welche Faust geführt werden soll, wir bewegen uns in einem Kreise, und genau das ist es, was uns im Interesse einer wohlverbundenen dramatischen Handlung nur höchst erwünscht sein kann. Und darin kommt uns ja die Zeit, der Schauplatz wiederum von selbst entgegen, denn Reformation, Humanismus und der politische Kampf gegen Leibeigenschaft und für Einigung Deutschlands waren ja Bewegungen, die im innigsten Zusammenhang standen, sich gegenseitig bedingten, theils mit einander gingen, theils auf einander folgten.

Nur Eine, von Köstlin erhobene Einwendung ist jetzt noch zu beseitigen. Ich hatte vorgeschlagen, für den zweiten Theil Faust den Bauernkrieg zu benützen. Er bemerkt darauf: in ein historisch so klar vorliegendes Kriegstheater können zwei so mythische Ritter wie Faust und Mephistopheles nicht

eingeführt werden. Aber warum lobt er gleich darauf Goethe's treffend ironische Schilderung der Lage des gespaltenen deutschen Reichs im vierten Akte? Diese Zeit ist von Goethe nicht genau begrenzt, wird er antworten, es sind keine Namen, keine Zahlen genannt, das Historische ist in eine unbestimmtere, typische Allgemeinheit erhoben. Gut, und ebenso können auch die politischen Bewegungen des sechzehnten Jahrhunderts behandelt werden: man soll die bestimmten geschichtlichen Vorgänge erkennen und doch soll eine gewisse generalisirende Behandlung sie ausweiten, die Enge des einzelnen, benannten, datirten Ereignisses lüften, die Gröbe und Schärfe, womit die Geschichte ihre Umrisse zeichnet, mildern und vergeistigen.

Sogleich der Anfang des zweiten Theils leidet bei Goethe an zwei höchst bedenklichen Schwächen. Statt den Zustand des furchtbaren Seelenschmerzes, der nach der Schlußkatastrophe des ersten Theils den Helden zerreißen muß, statt die Ermannung aus diesem Zustand wirklich darzustellen, hat der greise Dichter uns mit einer symbolischen Opernscene beschenkt: die alte Neigung, die ihn frühe verführte, so viele Kraft in Singspielen und derlei Flitter zu verpuffen, diese Liebe zum Opernhaften, die schon im ersten Theile der Tragödie nur zu häufig sich fühlbar macht, drängt sich hier in eine Stelle ein, wo der Poesie, der wirklichen Poesie ein Motiv von der gewaltigsten Wirkung sich darbot. Wer das erlebt hat, was Faust, den wollen wir nicht schlafend wiederfinden und nicht durch einen Singsang von Elfen ist er zu kuriren. Dieß ist das Eine; das Andere: wo ist Mephistopheles? Nachher, am kaiserlichen Hofe, treffen wir ihn wieder an Fausts Seite; wie und warum er entfernt war und nun wieder da ist,

davon erfahren wir kein Wort. Man hat Goethe vorgeworfen, daß sein Faust zu leicht begnadigt werde; man hat es freilich meist gethan auf Grund enger positiv religiöser Begriffe, man hat dabei nicht erkannt den tiefen Sinn der Worte: „wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“ Allein der Vorwurf gewinnt einen Schein von Recht, weil uns Goethe das Streben nicht wirklich zeigt, und zum Streben gehörte wesentlich die kräftigere Reaktion gegen Mephistopheles; jene eine im ersten Theil, wo wir Faust einsam in Wald und Höhle finden, ist gewiß nicht hinreichend.

Wir sollen aus seinem eigenen Munde hören, welche Qualen, welche glühenden Messer in der Brust des Schuldbewußten wühlen. Die Bühne zeige uns zuerst das bekannte Studirzimmer; Faust stürze herein, er komme von Gretchens frischem Grabe, ein furchtbarer Monolog, worin er wie im wilden Fiebertraum Gretchens Hinrichtung malt, als sähe er sie mit eigenen Augen an, jede Gebärde, Verzweiflung, Händeringen und Wälzen am Boden sage uns, wie es im Innern eines Menschen aussieht, der solche Folgen seiner Schuld so eben erlebt hat. Die Ermannung aus diesem Elende ließe sich zweckmäßiger nicht motiviren, als durch den Eintritt des Mephistopheles. Anfangs müßte Faust in seiner Zerschlagenheit ihn zum Worte kommen lassen und wie wäre er in seiner Rolle, wenn er nun die Wahrheit, daß zu lange Reue unfruchtbar ist, das oben im guten Sinn erwähnte Wort, daß „unsere einzige Reue eine bessere That sein soll,“ mit dämonischen Sophismen ins Frivole verkehrte! Wie sehr fordert es die Tragödie, ihn einmal in einer solchen Situation als Hinwegprediger der Reue zu vernehmen! Nun aber besinnt

sich Faust, daß er noch Mann ist; am Gegensatze zu Mephistopheles erwacht ihm das Bewußtsein, daß er noch er selbst ist, noch leben kann, leben muß, um durch Thaten seine tiefe Schuld zu sühnen. Er jagt den Verführer hinweg und das muß deutlich, drastisch geschehen, nur daß natürlich der Abziehende noch einen Wink wird fallen lassen, daß er den Rückweg schon werde zu finden wissen.

Wagner tritt ein und fragt den Doktor, ob er auch in die neuen Bücher schon gesehen habe, die er ihm während seiner „langen Ferienreise" auf den Tisch gelegt habe. Faust schlägt sie auf, es sind Schriften der Reformatoren und Humanisten. Faust beginnt aufmerksam zu werden, liest mit dem Ausdruck überraschten Zusammentreffens eigener, längst gehegter Gedanken einige schlagende, energische Sätze laut heraus, er beschließt, Heilung seiner Seele wieder im Forschen, dießmal aber in einem geduldigen und gemessenen Forschen zu suchen, und in einem solchen, das zu Ueberzeugungen, zu Gesinnungen reift, in einen Willen übergeht, auf die Welt zu wirken. Er erkennt die ethische Lücke seines naturalistisch pantheistischen Denkens, er wirft sich vor, daß er früher die Wahrheit nur für sich gewollt, daß sein Herz nicht der Menschheit und vor Allem dem nächsten, großen Kreise, der Nation geschlagen habe. Jetzt findet er eine weitere Schrift; der Titel, den er liest, muß an Huttens „Aufwecker deutscher Nation" erinnern. Wie er zu blättern anfängt, klopft es. Faust, unwillig gestört zu werden, ruft zögernd Herein. Ein jugendlicher Mann tritt ins Zimmer, man gebe ihm irgend einen symbolischen, poetischen Namen, sein Wesen aber erinnere durchaus an Huttens Feuergeist. Mit glühenden Worten

schildert er dem erstaunten Faust, wie anders es in Deutschland geworden, wie allerorten ein neues Geistesleben sich rege, wie der erstaunten Welt das Bild des Alterthums, das gesund und gediegen im Wirklichen lebte und treu der Natur seine Kräfte dem realen Zweck zuwandte, wie ihr zugleich das Bewußtsein der freien Selbstbestimmung und Prüfung in Sachen des Glaubens aufgegangen sei und wie die beiden großen Strömungen zusammentreffen. Der Gast muß auf demjenigen Standpunkte stehen, auf dem sich Hutten befand, als er noch mit Adel und Fürsten den Kaiser für die neue Lehre und für eine Einigung Deutschlands mit einer vom Papst unabhängigen, reformirten Kirche zu gewinnen hoffte; er fordert Faust auf, ihm an einen Hof zu folgen, wie ihn Hutten im Hofe des Albrecht von Mainz gefunden zu haben glaubte. Faust, voll Begeisterung und Hoffnung, folgt ihm.

Wir finden ihn dann an einem deutschen Hofe wieder, im Gespräche mit einem Fürsten, welcher nicht ablehnend, aber kühl, halb lau gegen ihn, der allerdings nun an einen Marquis Posa erinnern mag, sich ausspricht. Dem Niedergeschlagenen, fast Entmuthigten, der bereits vom Reichstage zu Worms, von Luthers Flucht vernommen hat, nähert sich ein Hofmann, der ihn mit feinen Worten belehrt, daß, was Begeisterung und direktes Losgehen auf das Ziel nicht vermocht habe, der Kunst, der List gelingen werde. Daß Mephistopheles sich gelegentlich als Freund der Reformation stellen kann, liegt nicht zu sehr im Weiten; der Dichter dürfte nur an sein naives Schimpfen auf die Pfaffen nach der Wegnahme des Schmuckes anknüpfen. Ihn erkennt Faust unter der Maske, will gegen ihn ausbrechen, wird aber durch seinen

Humor, seine Dialektik endlich bestochen, gefangen, umgestimmt. Nachdem er es bis dahin gebracht, wagt es Mephistopheles, mit einem Rath herauszurücken, in welchem für den vorschauenden Zuschauer eine gründliche Ironie liegt: Faust soll am päpstlichen Hofe selbst für seine Zwecke wirken; man sei dort gar nicht so blind, als es scheine; er schildert die humanistische Bildung der Römer, reizend malt er die neu erschlossene schöne Welt des klassischen Alterthums, welche Faust wohl kennt, aber noch nicht von ihrer ästhetischen Seite, er malt ihm die Blüthe der Kunst in Rom, weiß nebenher lockende Bilder eines phantasiereichen Genußlebens im Umgang mit schönen Frauen einzustreuen: das könne man, ohne Opfer des großen Zwecks, so mitnehmen; und übrigens, sagt er, wenn es zu kühn sei, den gebildeten Papst für eine Läuterung des Glaubens und eine Deutschland erwünschte Ordnung der Kirchenverhältnisse zu gewinnen, so lasse sich ja unter der Hand gegen den päpstlichen Thron selbst wühlen, die Römer gerade seien dem abgeschmackten Pfaffenjoch am meisten entwachsen u. s. w.

Faust läßt sich verführen. Wir finden ihn in Rom wieder. Im Umgang mit feinen Cardinälen, Rittern, Gelehrten, Künstlern, edlen, anmuthigen Frauen wird er vom Wirbel der Zerstreuung fortgerissen. Entzückt steht er vor den neu entdeckten Antiken; man lasse ihn im Anblick einer mediceischen Venus erglühen, den reinen Genuß der Form unvermerkt in einen heißen Sinnenreiz übergehen; ich erinnere mich einer geistreichen dramatischen Studie von Gustav Pfizer, welche Faust in ähnlicher Situation darstellte; man führe ihn auch zu Raphael, der eben in der Farnesina seine Psyche,

seine Galatea malt; ein Rausch, eine Trunkenheit der Phantasie komme über ihn. Man entrolle das Bild einer ebenso verdorbenen, als fein gebildeten Welt; es ist ganz erlaubt, in die Tage der Borgia zurückzugreifen, obwohl man nach der Seite der ästhetischen Genüsse und des herrschenden Humanismus die Zeit Leo's X. festhalten muß. Ränke, Wollust, Gift, Dolch sollen an der Tagesordnung sein. Nun hat die Stunde für Mephistopheles geschlagen und nun ist es Zeit, an die Helena zu denken.

Mephistopheles hat sich inzwischen in der Rolle eines Hofmanns trefflich ausgenommen. Sie muß ihm ja gar so gut anstehen; die ganze Anlage seines Charakters fordert es mit tausend Zungen, daß wir ihn als feinen Intrikanten an einem leichtfertigen Hofe sich bewegen sehen. Nicht ganz hat Faust seinen ursprünglichen Plan vergessen, aber er ist an der Hand des frivolen Führers ein Ränkeschmied, ein Meister der List, ein Sophist geworden, der die Mittel durch den Zweck zu heiligen glaubt. Dieser Faden muß mit dem andern, der üppigen Stimmung Fausts, hernach zusammengefaßt werden.

Es ist Nacht; Mephistopheles vor einem Zauberkreise macht sein Hokuspokus und aus einer Nebelmasse, die aus der Erde steigt, entwickelt sich ein Weib von der Schönheit einer Aphrodite. Das ist Helena, der Succubus, der weibliche Buhlteufel; Mephistopheles weist dem Trugbilde seine Rolle an. Sie trete Faust etwa auf einem Hoffest, einem Maskenball in antikem Gewand mit verführerischer Entblößung ihrer Reize entgegen. Glühende Leidenschaft ergreift ihn; die Erscheinung ist ihm ein Inbegriff aller Herrlichkeit der

Antike; sie zeige sich innig vertraut mit klassischer Kunst und Poesie, sie wisse mit Homer, mit Sappho, mit Anakreon, mit Ovid von Liebe zu sprechen und zu singen und sei Meisterin der Saiten.

Nun aber muß sich die Eifersucht einmengen und hier lassen sich die unterschiedenen Fäden verknüpfen. Ein Mann am Hofe, den Faust als Gegner seiner Plane auf den Tod haßt, irgend ein vornehmer, durchtriebener Pfaffe und Wollüstling, werde sein Nebenbuhler. Die Teufelin, angeleitet von Mephistopheles, wisse mit dem abgefeimtesten Spiele der Koketterie die Eifersucht zu nähren bis zu der Höhe der Wuth, wo Faust reif ist, aus der Hand des Mephistopheles den Dolch zu empfangen, den er dem tödtlich gehaßten Gegner ins Herz stößt. Jetzt besitzt er die Geliebte allein, in wildem Entzücken will er sie umarmen und er umarmt ein Todtengerippe. Dieß hat Sinn, aber nicht in der Weise der Allegorie, denn es ist ein Motiv, das in alten, geglaubten Sagen vorkommt.

Faust hat jetzt ein Verbrechen begangen, so schwer, wie er es an Gretchen nicht verübt hat. Und ich behaupte, daß das Drama es fordert. Eine ganze, volle Schuld, eine Blutschuld, das Verbrechen eines vorbedachten, wiewohl im Affekt vorbedachten Mords muß fallen auf sein Haupt. Wir verlangten stärkere Reaktion gegen Mephistopheles, wir verlangen auch tiefere Schuld, Schuld wie sie im Irrgange des handelnden Lebens ein Menschenkind sich aufs Gewissen laden kann.

Nach der dramatischen Zwischenpause finden wir den Helden wieder, in armseliger Kleidung auf einem Acker mit Feldarbeit beschäftigt. Er ist Bauer geworden. Ermüdet hält er inne und erzählt uns von Tagen der wilden Verzweiflung,

da er nach seiner Unthat wie Kain durch die Länder floh. Er hat erkannt, daß er damals, als er sich bestimmen ließ, mit seinem guten und hohen Zweck es an Höfen, mit Fürsten zu versuchen, schwer irrend in die Bahn gerieth, die ihn abwärts bis zu diesem Aeußersten führte. Er hat vor Allem beschlossen, zu büßen: arm zu werden und mit eigner Hand die mütterliche Erde zu bauen. Er hatte vergessen, daß er für das Volk kämpfen wollte, das Herz für's Volk hatte er auf dem schlüpfrigen Pfade verloren; nun will er mit dem Volke entbehren, leiden, arbeiten. Ich behaupte, daß Faust durch diese Lebensform geführt werden muß: soll er der Menschheit Wohl und Weh auf seinen Busen häufen, so muß er auch arm, ein armer Arbeiter, ein Proletarier werden, er muß auch das durchwandern, er muß auch das kosten, wie es thut: sein Brod im Schweiß des Angesichts essen. Einst hat er gesagt: das bin ich nicht gewohnt, den Spaten in die Hand zu nehmen; mir schien es immer, dieses Wort sei ein Wink, daß auch das an ihn kommen müsse. — Den höllischen Begleiter hat er unter Flüchen abermals von sich gejagt. — Die Buße aber dieses harten Lebens hat er sich nicht bloß für sein zweites Vergehen auferlegt, sondern auch für das erste: Gretchens Geist ruft er an, fleht er an, daß dieß, dieß Leiden und Arbeiten mit dem Volk als Sühne hingenommen werde für die alte, schwere Schuld, an einer Tochter des Volks begangen. Aber er hofft noch eine andere Sühne bieten zu können: er hofft, daß auch der Tag komme, wo er mit dem Volk und für das Volk handeln könne. Nun erfahren wir, daß ringsum Leibeigenschaft ist; er selbst ist Besitzer eines kleinen, freien Bodens, aber umsponnen

von den Ränken eines nahen Klosters oder andern kleinen Herrn, der auf irgendwelchen Vorwand Ansprüche gründet, die auch ihn zum Leibeigenen machen sollen. Man kennt das, man weiß aus der Geschichte, durch welche Mittel Klöster, Ritter, Lehensherren jedes Namens Freie als Hörige anzusprechen, zu Leibeigenen herabzudrücken verstanden. Wie er nun eben seiner Empörung über diese Zustände und die eigene Erfahrung Worte gibt, tritt hastig eine Schaar von Landleuten des Gaues auf; sie berichten ihm, daß der Bauer beschlossen habe, seine Menschenrechte zu fordern und für den Fall, daß er sie nicht auf friedlichem Wege erringen könne, zu den Waffen zu greifen. Es müssen Männer sein, die vernünftig sprechen; es ist bekannt, daß die Bauern nur Gerechtes verlangten und die bürgerliche Freiheit rein und einfach aus der Bibel, aus der innern Freiheit des Christen ableiteten. Die Aufgeregten wollen Faust zum Führer und er schlägt ein.

Bei dieser Wendung im Gang unseres Helden sind nur gewiß alle ordinär demokratischen Begriffe fern zu halten. Die Form des Staats als eines Ganzen kommt zunächst nicht zur Sprache; Faust muß zwar seiner Zeit voraus sein an Geist, er muß die Idee des Rechts tiefer begreifen als seine Umgebung und Zeitgenossen, er muß mit klarem Bewußtsein die Bedeutung der Persönlichkeit fassen und nach dem Rechtsstaate aus denselben Gründen streben, aus denen er Mitkämpfer der Reformatoren wurde, aber nur um Gotteswillen nichts von dem phrasenhaften Gebrauche des Wortes Volk, wie er 1848 bei den Demokraten im Schwunge war, da es nur noch fehlte, daß man verlangte, es solle sich Jeder seinen

Vater frei wählen dürfen! Ich wollte nicht versäumen, dieß beizusetzen, da ich Worte wie: Herz für's Volk, Tochter des Volks, die vielmißbrauchten, gebrauchen mußte.

Wir werden Faust zuerst bemüht sehen, die Bauernschaar, die er führt, auf dem Wege des Rechtes zu bewahren; die Forderungen sind ohne Ueberstürz klar ausgesprochen (wie es in den zwölf Artikeln der Fall war), Unterhandlungen eingeleitet, für den Fall ihres Fehlschlagens soll durch Ordnung und Zucht ein schlagfähiges Heer gebildet werden. Allein bald zeigt sich, daß Ritterschaft und Städte nur zum Schein unterhandeln, um desto zulänglicher zum vernichtenden Schlage zu rüsten, einzelne blutige Thaten verrathen den wahren Sinn der Gewalthaber, der gereizte, empörte Haufe ist jetzt von Mord und Brand nicht mehr abzuhalten. Einmal nun, etwa eben nach Ankunft einer Botschaft von irgend einer grausamen That, welche von Rittern gegen einen überfallenen Haufen der Bauern begangen ist, lasse man den Führer selbst die Geduld verlieren; er gebe die Erlaubniß, das Schloß eines verrätherischen Feindes oder auch ein Kloster oder die Prachtwohnung eines üppigen Prälaten niederzubrennen und auszurauben, Blutvergießen aber muß er bei dieser Uebereilung streng verbieten.

Aus der Mitte der wilden Rotte, wie sie zum Zerstörungswerke fortgestürzt ist, bleibt eine Gestalt auf der Bühne zurück, die sich als Mephistopheles zu erkennen gibt. Aus W. Zimmermanns Geschichte des Bauernkriegs ist bekannt, welche malerisch phantastische, maskenhafte Figuren sich unter den aufrührerischen Bauern befanden; eine solche Maske muß dem humoristischen Dämon gar prächtig sitzen.

Er spreche seine Freude aus über diesen einen Schritt der Rache und Gewaltthat, den Faust sich hat beigehen lassen; er soll werden, was Faust nicht bezweckte, aber auch nicht bedachte: die Losung zu unendlichen Greueln. Wir erfahren, daß er seines Theils längst geschäftig ist, Unkraut unter den Weizen zu säen, mystisch socialistischen Wahn zu predigen (die Wiedertäufer mischten diese wilden Phantasien in die ursprünglich vernünftigen und gemäßigten Forderungen der Bauern) und zum Sengen und Morden zu stacheln. Nun beschließt er aber, zu diesem Zweck eine noch tauglichere Larve anzulegen. Unter der schwäbischen Bauernschaar befand sich, wie man aus dem Werke von W. Zimmermann weiß, ein wildes, racheglühendes Weib, die man die schwarze Hofmännin nannte, sie war die beredte Furie, welche die rohen Gemüther zu Greuel über Greuel anhetzte. Mephistopheles zieht aus seinem Bündel unter Beutestücken einen schwarzen Weiberanzug hervor, schlüpft in denselben unter Witzreden in seinem Geschmack, probirt seine Rolle, possenhaft, gespenstisch komisch, studirt eine Volksrede, ein Meisterstück im bekannten Wühlerstyl, ein und läuft in seinen flatternden schwarzen Fetzen hinweg zu der Bauernrotte, um zu schüren, daß bei der von Faust zugelassenen Gewaltthat auch Menschenblut vergossen wird.

Die nächste Scene zeigt im Hintergrund eine brennende Burg. Bauernversammlung; Faust ist abwesend, was mit irgend einem Führergeschäfte leicht zu motiviren ist. Die Herrn in ber Burg haben, während sie mit den Bauern unterhandelten, den Waffenstillstand nicht gehalten, Einzelne überfallen und niedergemacht, Parlamentäre erschossen, die

Bauern haben daher die Burg erstürmt und angezündet; die Vertheidiger sind gefangen. Man beräth, was ihr Schicksal sein solle. Jetzt stürzt die schwarze Megäre herein und bringt die Nachricht von der Niederlage eines andern Bauernheers, von den scheußlichen Hinrichtungen, Verstümmelungen, dem Augenausstechen, Gliederabhauen und was Alles von unmenschlichen Strafen über die Gefangenen verhängt wurde (Andeutung des ersten Siegs, den Truchseß Georg von Waldburg in Oberschwaben erfocht, und der barbarischen Ausbeutung desselben); die höllische Rednerin, wie sie die Zuhörer auf dem Gipfel der Wuth hat, gibt den Rath, die gefangenen Ritter zur Rache durch die Spieße zu jagen. Die Blutscene von Weinsberg ist wahrlich ein Ereigniß, das zu einer furchtbaren tragischen Wirkung recht wohl einmal verwandt werden darf. Man braucht auch hier keinen Namen zu nennen, dem Zuschauer mag die historische Thatsache vorschweben, während er gewiß gern einräumt, daß sie hier in allgemein poetischer Weise nach ihrer typischen Bedeutung zu behandeln ist. Der Angesehenste der Gefangenen wird vorgeführt (geschichtlich Graf Helfenstein), seine Gemahlin mit einem Kind auf dem Arme fleht fußfällig um sein Leben; daß die Gräfin Helfenstein Kaiserstochter war (die natürliche Tochter Maximilians) mag als ein Zug, der den Kontrast erhöht, immer benützt werden. Der Anführer der Bauern, der die Stelle des abwesenden Faust einnimmt, wird durch ihr Flehen gerührt (was geschichtlich bei Jäcklein Rohrbach nicht der Fall war), schon ist er nahe daran, sich erweichen zu lassen, da hetzt und stachelt die schwarze Erinnye wieder, der Graf, mit ihm die andern Ritter werden zum gräßlichen Tode weggeführt, der

bekannte Pfeifer geht vorauf und bläst eine Tanzmelodie dazu, man hört das Aechzen der Sterbenden, während die Gräfin mit ihrem Kind unter rohem Hohne mit Spießschäften hinausgestoßen wird.

Jetzt eilt Faust auf die Bühne; es ist zu spät. Sein Werk, sein reines Wollen ist mit Blut und Schande besudelt, zugleich erkennt er, daß jene große Niederlage der Bauern der Vorbote des Schiffbruchs dieser ganzen Bewegung ist. Unter furchtbaren Vorwürfen gegen die Unmenschen verlangt er, daß ihm der Anstifter der Blutthat genannt werde. Die Bauern führen das finstere Weib vor. Ein Schauer, noch ehe er die Züge wirklich erkennt, überläuft ihn bei dem Anblick der dämonischen Erscheinung, er blickt ihr schärfer ins Gesicht und erkennt Mephistopheles, der ihn höhnisch angrinst. Stumme Pause; Faust steht zuerst schlaff, mit hängenden Armen, erloschenem Blick. Dann sieht man, wie er sich faßt, einen Entschluß in sich bewegt, er rafft sich auf, wendet sich zu der Schaar und erklärt ihr, daß er aufgehört habe, ihr Führer zu sein; die Bauern, des „Sittenpredigers" überdrüssig, ziehen ab, Mephistopheles bleibt. Das habe ich nicht gethan, ruft Faust, das ist dein Werk! Mephistopheles aber erinnert ihn an jene eine Uebereilung, wo er eine Gewaltthat erlaubte, die zu Blutvergießen führte; der Urheber einer Revolution, sagt er, sei für das Ganze verantwortlich, auch für das, was er nicht gewollt habe, da gebe eben Eins das Andere, das sei eine Kette von Ursachen und Wirkungen, an deren erstem Gliede Fausts Gewissen hänge. Dann geht er in einen andern, in den alten Ton über und will ihn zu leichtem Trost in neuem Genußleben verführen; er hofft, die

Zerknirschung, die Last der neuen Schuld, stumpfe Reue werde ihn nun innerlich so aushöhlen, daß die Schwungfeder seines Geistes erlahme und er ihn jetzt dahin bringen könne, wo er ihn von Anfang an haben wollte: zur Zufriedenheit in passivem Genuß.

Faust aber hat seinen Entschluß gefaßt. Welchen? sagt er nicht; mit den Worten: zieh' hin, du wirst von mir vernehmen! schreitet er hinweg und läßt den Verblüfften stehen, der sich jedoch mit der Hoffnung betröstet, seinem Zögling schon anders wieder beizukommen.

Wir finden Faust wieder als Anführer einer andern Bauernschaar; er hat die Hauptleute versammelt und theilt ihnen Befehle aus, die auf den Schlachtplan einer zur letzten verzweifelten Gegenwehr entschlossenen Truppe schließen lassen. Haltung und Bewaffnung der Männer zeigt, daß dieß kein undisciplinirter, wilder und roher Haufen ist wie jener, von welchem Faust sich losgesagt hat. Die Hauptleute gehen ab und in einem Monologe spricht Faust aus, was er in jener schrecklichen Stunde der Entscheidung verschwiegen hat. Er ist entschlossen, zu sterben. Der Bauernaufstand ist in der Zwischenzeit gescheitert; eine kleine, tapfere Schaar ist noch übrig, ein Kern der Besten, der in einer Reihe von blutigen Kämpfen mit überlegenem Feinde noch nie besiegt werden konnte. Jetzt ist die Ueberzahl der Letzteren so angewachsen, daß nur zwischen Ergebung oder Tod die Wahl ist, und die brave Schaar hat mit ihrem Führer den Tod gewählt.

Ich schiebe hier die Bemerkung ein, daß es mit der anfangs geäußerten Ansicht nicht in Widerspruch steht, wenn Faust vorher und jetzt als kriegerischer Führer auftritt. Er

ist kein Feldherr, der große taktische Körper nach großem strategischem Plane zu leiten hätte. So viele Kenntnisse, als zu dem beschränkteren Zwecke hier nöthig sind, kann sich auch ein geistiger Held rasch aneignen. Soll diese Erwägung nicht ausreichen, so mag man als positives tragisches Motiv eben auch dieß verwenden, daß Faust die technische Ueberlegenheit des Feindes nicht genug in Rechnung nahm, als er früher die Führung einer größeren Schaar sich übertragen ließ.

Ein Hauptmann meldet das Anrücken des Feindes, Faust gürtet das Schwert um, setzt sich den Helm auf und nun erst, aus seinen letzten Worten, erfahren wir die ganze Bedeutung seines Entschlusses. Ich schicke noch voran, daß mir bei der Einführung des ganzen Motivs jener Florian Geyer von Geyersberg vorschwebt, der edelste unter den Bauernführern, der in Franken mit seiner „schwarzen Schaar" noch zuletzt in mehreren Schlachten verzweifelten Widerstand leistete, sich mit einem mehr und mehr schmelzenden Häuflein immer wieder durchschlug, bis er mit dem kleinen Reste von Getreuen endlich bei Schwäbisch Hall kämpfend fiel. Er war ein Mann, der wußte, was er wollte, ein Ritter, der sich aus reinem Rechtsbewußtsein zu den Bauern schlug. Man wiche natürlich darin von der Geschichte ab, daß man den größeren Kampf, wie er in der alten Kirche von Ingolstadt vorfiel, als den letzten annähme, worin die ganze Schaar mit ihrem Führer untergeht. Allein hier am wenigsten darf eine solche einzelne Handlung, eine historische Person, die alles Ruhmes werth ist, aber welthistorische Bedeutung nicht besitzt, anders denn als ein Motiv durchschimmern, das nur den Anstoß zur Findung der Situation gegeben hat. Faust

muß den Kampf, den er als Führer im Bauernkrieg angetreten hat, mit großem historischem Blick auffassen. Die ursprünglichen, noch unbefleckten, ausführbaren Principien, wie sie der französischen Revolution zu Grunde lagen, muß er mit klarem modernem Denken hineinlegen. Um dieß nicht unnatürlich zu finden, bedenke man die ungemein große Ausdehnung, welche der Bauernkrieg doch gehabt hat und welche einen durchgreifenden allgemeinen Neubau der politischen Ordnung allerdings nicht unwahrscheinlich machte. Jetzt, da diese Bewegung in den letzten Zügen liegt, erkennt er sie mit prophetischem Blick als einen jener ersten Versuche, große neue Ideen in die Wirklichkeit einzuführen, welche tragisch endigen, nicht ohne Schuld, aber so, daß sie, untergehend, Keime zu künftiger Auferstehung im Boden zurücklassen. Er gedenkt der tragischen Leiden der Vorläufer der Reformation; diese aber hat in der Zwischenzeit gesiegt, das ist ihm eine Bürgschaft für den künftigen Sieg dessen, was er, für dießmal erfolglos, mit den Seinigen gewollt hat. Man darf ihm wohl den seherischen Geist leihen, daß er wirklich eine Ahnung der modernen Revolution ausspricht. Auch das mag er ahnen, daß sie noch entsetzlicher, als dieser Bauernkrieg, ihre reinen Grundgedanken beflecken wird, aber zugleich mag er vorausschauen, wie ihre Früchte dennoch unverloren bleiben und im steten Gang der Geschichte in freien Verfassungen reifen. Ob er sich das Ziel constitutionell wie Goethe oder republikanisch denkt, das ist eine Frage, die unbeschadet der Schönheit dieses Schauens und der innern Wahrheit in dieser Schönheit ganz offen gelassen werden kann. Zugleich aber sieht er nun in seinem Tod eine volle Sühne für die Flecken, die auch sein

letztes, reines Streben entstellt haben. Er hat nur ganz entfernt, nur durch eine kleine Uebereilung Theil daran, aber er rechnet nicht ab, sondern nimmt das Ganze der Schuld auf sich. Mephistopheles hat ihm hämisch und teuflisch diese Schuld zugeschoben, freiwillig erkennt er sie jetzt an und will mit seinem Blute sie abwaschen. Aber auch die alten, dunkeln Flecken seines Lebens stehen in ihrer Schwärze wieder vor ihm und auch für sie soll dieser Tod ein letztes, höchstes, freies Sühnopfer sein. Da gedenkt er Gretchens wieder, die Rührungen der ersten Liebe erweichen in süßer Erinnerung sein gestähltes Herz. In diesem Momente schwebt Gretchens Gestalt heran. Ihr Geistermund grüßt ihn mit der Botschaft der Verzeihung, grüßt ihn als Märtyrer der ringenden Menschheit und weiht ihn zum Todeskampf. Als Geistererscheinung ist sie nicht mehr dieß einzelne Wesen, sie ist Fausts Genius, der Genius seines Volkes. Es muß mich alle Erinnerung täuschen, wenn ich nicht mit Wahrheit versichern kann, daß die Einführung dieses Motivs keine Reminiscenz aus Egmont ist. Es kann aber durchaus nicht vom Uebel sein, wenn man an die Traumerscheinung Clärchens erinnert wird; zwei so verwandte weibliche Charaktere dürfen sich wohl auch darin entsprechen, daß sie nach ihrem Tod als Geister in idealer Bedeutung wiederkehren. Doch der Ausdruck „als Geister“ ist unrichtig, weil er nicht für beide Fälle paßt. Clärchens Erscheinung ist objektivirtes Traumbild und das Bedenken, ob in einem Drama, das ganz in der realen Welt spielt, ein solches Motiv, das doch immer wieder als Wunder erscheint, auftreten dürfe, ist bis heute noch nicht bis zu voller Rechtfertigung des Dichters gelöst. Gretchen aber erschiene

als Geist und im Faust, in einer Tragödie, die eine Sage voll phantastischer Motive behandelt, dürfen, wie schon oben gesagt ist, ja sollen Geister mitwirken.

Faust ist niedergekniet, entzückt hat er diesen Gruß der ewigen Liebe, diesen Segen hingenommen, entzückt schaut er in die ferne Zukunft, wo aus Märtyrerblut die Eiche der Freiheit und der rein humanen Religion stolz und hoch wird gewachsen sein, entzückt schaut er auch den Sieg jenes hohen Zwecks, den er in seinem zweiten Weltgang aufgenommen hat, der Einheit und Größe seines Volks voraus. So steht er auf, geweiht, geheiligt und nun spricht er die Worte, die Goethe in seinem zweiten Theil ihm in den Mund legt:

Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.

Es ist einer der tiefsten und herrlichsten Gedanken Goethe's, diese Schlußwendung, diese Lösung der Frage, die von der Stunde des Bündnißschlusses zwischen Faust und Mephistopheles über der Tragödie schwebt. Faust wird verloren sein, wenn er zum Augenblicke sagt: verweile doch, du bist zu schön! wenn er mit Einzelnem zufrieden ist, über ein Beschränktes nicht mehr übergreift, nicht mehr weiter strebt. Mit bloßem Genusse, wie Mephistopheles möchte, kann er nie zufrieden sein und ein Schluß, eine letzte Katastrophe nach den einzelnen Katastrophen muß doch eintreten. Da findet nun Goethe das unvergleichliche Mittel: Faust ist zufrieden mit einem Gute idealer Art, glücklich im Glücke Vieler, im Glück eines Volks und dieses Glück ist nicht

Genuß im Genießen, sondern Genuß im Thun, Thätigkeit, freie Thätigkeit, Freiheit. Weil aber auch an der reinsten Form menschlichen Daseins die Gebrechen der Endlichkeit haften und Faust von Anfang an das täuschungslose Auge hat für diese Gebrechen, für die Unzulänglichkeit jedes Bestimmten, Einzelnen, jedes Zustands und jeder Thätigkeitsform, so entstand eine weitere Schwierigkeit, die der Dichter dadurch beseitigt, daß es ein Bild der Zukunft ist, worauf er Fausts Geist mit Entzücken stillstehen und ruhen läßt. Es ist eine als zukünftig vorgestellte Wirklichkeit, aber diese Wirklichkeit ist ja wesentlich Thätigkeit, Entwicklung, Fortschritt, enthält also immer weitere Zukunft in sich; Faust ruht, aber er ruht im Bilde des nicht Ruhenden, des kraftvoll Bewegten, über sich selbst stetig Hinausgehenden, des Willens. Faust beschränkt sich, eine bestimmte Form des Daseins und Thuns erscheint ihm als die höchste, aber diese Form ist der freie Staat, worin jedes geistige Leben blüht, sie ist also in der Beschränkung unbeschränkt. Verworfen hat er nur den wilden Unendlichkeitsdrang, behalten den Drang des Strebens in steter, geregelter Thätigkeit. Das ist zugleich die wahre Auskunft über den Moralbegriff Eudämonismus: wenn wir das höchste Wohl in der höchsten Thätigkeit erkennen, dann dürfen wir Eudämonisten sein. Weil nun Faust ruht, ist er verloren, weil er im geistigen Bilde der strebenden, reinsten Thätigkeit ruht, ist er gerettet; er ist verloren, weil er im Streben sich beschränkt, gerettet, weil diese Beschränkung über jede Schranke fortstrebt; bildlich, poetisch dargestellt: er stirbt, er scheint einen Augenblick die Beute des Mephistopheles, aber seine Seele geht in den Himmel ein.

Mir scheint es, daß dieser herrlichen Idee kein Abbruch geschieht, vielmehr noch Licht und Kraft zuwächst, wenn Faust als freiwilliges Opfer in den Heldentod geht. Wer sterbend glücklich ist, der am allerwenigsten kann verloren sein; wer seinen schönsten Augenblick den nennt, wo er zum Tode geht, der kann nicht Knecht und Beute des Dämons der Endlichkeit sein. Ganz gewiß Eines aber würde bei unserer Wendung gewonnen: es will sich immer etwas komisch ausnehmen, daß Faust bei Goethe so auf einmal abstrakt umfällt und todt ist; es ist doch wahrlich besser, ihn motivirt fallen zu lassen, in der Schlacht. Das ist zugleich eine wahre Ironie im scheinbaren Gewinnen des Mephistopheles: Faust wäre ihm unfrei verfallen und er kommt ihm zuvor, eben auch der Form nach zuvor, indem er thätig, kämpfend von freien Stücken fällt, wodurch er ihm vielmehr nicht verfällt.

Es entsteht nun, theatralisch gedacht, eine kleine Schwierigkeit: wir müssen Fausts Leiche allein auf der Bühne haben und er soll doch in einem Schlachtgetümmel fallen, das man bei einem so geistigen, durchsichtigen Stoffe doppelt ungern sichtbar darstellt. Inzwischen gibt es eine Auskunft, welche offenbar die ganze Handlung um einen der Grundidee tief entsprechenden weiteren Zug bereichert. Man hört, nachdem Faust abgegangen, das Getöse des Kampfes, dann erscheint er vom allgemeinen Handgemeng zur Seite gedrängt, mit einem einzelnen Feinde fechtend, und dieser Feind sei Mephistopheles, der sich unter die feindlichen Massen geschlichen; Faust erkennt ihn noch nicht, aber weil er in ihm den überlegensten unter den feindlichen Kriegern sieht, hat er sich ihn

zum besondern Gegner ausersehen. Mephistopheles hält inne im Kampf und öffnet das Visier. Wie Faust ihn erkennt, will er mit verdoppelter Kampfbegier auf ihn eindringen. Der Feind lähmt ihm mit einem leichten Schlage seines Schwertes die Hand und macht nun einen letzten Versuch, ihn zu verführen. Er verspricht ihm alle Herrlichkeit der Welt; was Faust bisher genossen, soll ein Schatten sein gegen das, was jetzt ihn erwartet. Ein Herrscher, ein König, ein Kaiser soll er werden, dessen Willkür keine Schranken gesetzt sind. Umsonst, Faust fällt ihn aufs Neue mit dem Degen an und jetzt wird Mephistopheles zum dummen Teufel. Nicht bedenkend, daß der Tod durch seine Hand ein moralischer Sieg für Faust ist, stößt er ihn nieder. Wie Shylok sich stets auf seinen „Schein" beruft, so hält er sich an die pure Form des Wortes von der höchsten Befriedigung, das Faust gesprochen hat.

Er stellt sich triumphirend mit gespreizten Beinen über den Sterbenden und legt die Hand an seine Kehle. Die seltsame, unheimliche Gruppe mag etwas vor unserem Auge verweilen. Dann ruft er frohlockend: er ist mein! In diesem Augenblick öffnet sich der lastende, graue, wolkige Himmel, der über dem düstern Bilde ruhte, ein Chor von Stimmen ruft: ist unser! und in einer Glorie von Licht werden die Gestalten sichtbar, von denen der Ruf kam.

Ehe ich weiter gehe, muß ich hier auf meine alten Ausstellungen gegen Goethe's Schluß verweisen. Der Faust muß mythisch abgeschlossen werden, wie er durch den Prolog im Himmel mythisch eröffnet ist; dieß bezweifelt Niemand und habe ich in den schon erwähnten „Kritischen Bemerkungen

über den ersten Theil von Goethe's Faust" mit besonderer Beziehung auf den Prolog anerkannt. Gegen meinen Vorwurf aber, daß ein so überladen gothischer Schluß, wie er vorliegt, eine solche Ausbeutung der Rumpelkammer der Legende, ein solches breites Uebergehen in die Mysterienform, ein solcher Weihrauchgeruch und von Heiligen, Kirchenvätern, Engeln wimmelnder Goldgrund einem Gedichte, wie der Faust ist, übel anstehe, finde ich bei Köstlin keinen Gegengrund, als die Worte: „wo sollte der Dichter concrete Farben und Züge hernehmen für seine Schilderung, als aus der Gothik, dem Heiligenglauben des Mittelalters?" und auf diese Replik sollte die Duplik, meine ich, nicht schwer sein. Ich mache, ehe ich sie bringe, nur noch ausdrücklich geltend, daß die Tragödie zwar phantastische, transcendente Motive mit Fug und Recht manche aufgenommen hat und daß der innere Widerspruch dieser Motive mit dem rationellen, geistig freien, modernen Inhalt durch den Zauber der Poesie im Entstehen sich überall wieder löst, daß aber diese Lösung, wenn die Transcendenzen bis zu einem gewissen Grade der Häufung anwachsen, nicht mehr möglich ist. Was zu viel ist, ist zu viel. Wenn es so weit geht, wie hier, so fällt uns sehr ausdrücklich ein, wie Mephistopheles auf eben die Pfaffen geschimpft hat, deren Vorrathskammer und Bildermagazin der Dichter hier positiv auskramt, und wir fragen uns, keiner weiteren Illusion fähig, was Faust, der unkirchliche Mann des freien Gedankens, für Augen machen wird, wenn er sich in diesem kindischen Christtagshimmel als eine Art Präzeptor der seligen Knaben, himmlischen Collaborator wieder findet. Kurz die Geschichte wird komisch; nicht zu reden von Dürrteufeln,

Dickteufeln, Lemuren und von dem ekelhaften Motiv der päderastischen Mephistophelesgelüste.

Warum soll sich denn nun keine andere Fundgrube darbieten für „den sparsamen, so zu sagen protestantischen Mythus," den ich an dieser Stelle gefordert habe? Hat Faust nicht selbst uns den Wink gegeben, wo wir suchen sollen, als er von seiner zweiten, reineren Seele sagte: „Die andre hebt gewaltsam sich vom Duft zu den Gefilden hoher Ahnen?"

Ein Halbkreis von thronenden Gestalten, wie auf Raphaels Disputa, wird im himmlischen Lichtraum zwischen den getheilten Wolken sichtbar. Es sind Vorkämpfer der geistigen und politischen Freiheit, Märtyrer des Staates, der Wissenschaft, der Religion. Nicht alle müssen jedoch als Märtyrer gelitten haben; neben Sokrates mag Plato sitzen; von griechischen Charaktergestalten würde ich noch den Demosthenes nennen; von römischen wären als Kämpfer für Volksrecht die Gracchen einzuführen, auch ein Brutus, schuldbefleckt wie Faust. Wir können keine mittelalterliche Gestalt brauchen; die Reformation sei in ihrem Vorläufer Huß vertreten. Hutten, den wir ja in der Handlung nicht mit Namen, nur typisch anklingend eingeführt haben, der frühe starb, dessen Tod im Gedichte Faust vorher beklagt haben mag, kann neben ihm seine Stelle finden; da ein Märtyrer der Wissenschaft aus neuerer Zeit nicht fehlen darf, so wird eine Umgehung der Chronologie wohl erlaubt sein, indem Galilei zu der Gruppe gezogen wird. In der Mitte des idealen, monumentalen Kreises throne Christus und ihm zur Seite sitze der verlorne Sohn, denn wir bedürfen auch einer Gestalt, welche

die sinnlichen Verirrungen Fausts und die Wahrheit ausdrückt, daß dem Reuigen verziehen wird, und eine so geläufige Person der Parabel neben die realen, der Geschichte entnommenen zu setzen muß erlaubt sein.

Nun verweise ich auf den genannten Aufsatz in der Züricher Monatschrift, wo gesagt ist, eigentlich müßte ein langes Gespräch zwischen Mephistopheles und dem Herrn eintreten, worin jener sein Recht auf die Seele Fausts geltend macht und dieser ihn widerlegt; da jedoch Mephistopheles auf jede Antwort eine Gegenantwort hätte und das Gespräch daher ins Unendliche zu gehen drohte, so werde der Dichter diesen grenzenlosen Faden des Für und Wider durchschneiden müssen, indem der Herr den Faust einfach in seinen Himmel rettet: die Thatsache der Erhebung in den Himmel werde statt der Auseinandersetzung eines philosophischen Begriffes dienen. Diese Ansicht läßt sich, wenn man statt des Herrn einen solchen Kreis idealer Gestalten einführt, modificiren; und sie bedarf es. Ein kurzer Wechsel von Rede und Gegenrede mit Mephistopheles muß Statt finden; dem Herrn selbst will es nicht geziemen, sich darauf einlassen: so mögen die einzelnen Genien dieses Kreises mit wenigen schlagenden Worten der Reihe nach, je wie es für ihren Charakter, ihr Schicksal und Leiden paßt, die Antwort auf die Anklagen des Satan übernehmen. Dieser führt zu seinem Vortheil an: alle sittlichen Verirrungen Fausts und die Verbrechen gegen Gretchen, Valentin, den Mord in Rom; dann seine politische Schuld: er häuft alle Anklagen, welche die Reaction gegen jede entschiedene Bewegung vorbringt, er erklärt die Revolution für eine Zerstörung aller Grundlagen der Gesellschaft;

er knüpft an die eine, letzte Uebereilung Fausts an und schreibt alles Blut, jede Greuelthat dieses Aufruhrs auf seine Rechnung; wir kennen die Sprache der Knappen des stumpfen Stillstands, ihren Hohn, ihre frivole Sophistik, ihre Heuchelei; sie muß ihm köstlich zu Gesichte stehen. Natürlich holt er weiter aus bei der Reformation, concentrirt die bekannten Vorwürfe gegen sie und macht Faust für alle scheinbaren und wirklichen Uebel verantwortlich, die in ihrem Gefolge waren. Alle seine Anklagen fassen sich zum Ende darin zusammen, daß jedem Aufschwung Fausts aus Verirrung und Schuld ein Rückfall gefolgt sei, während die Obern ihm entgegenhalten, daß auf jeden Rückfall ein Aufschwung folgte, und als stärksten, letzten Beweis den freiwilligen Tod nennen. Mephistopheles antwortet darauf, als hätte nicht er selbst den Faust getödtet; er kann es zunächst auch, denn der Tod, den Faust suchte, war ihm auch ohne die Hand des Mephistopheles gewiß; das heiße, sagt er, die Rechnung abbrechen, nicht sie schließen; er behauptet, daß Faust, wenn er fortgelebt hätte, in gemeine Zufriedenheit mit sinnlichem Genusse, in Ehrgeiz, Selbstsucht, Zerstörungslust doch versunken wäre; der Beweis hiefür sollen jene Worte sein, die Faust vor seinem Todesgang ausrief, die Worte, die einen Zeitmoment der Summe des ganzen, absoluten Glückes gleich setzten. Dieß ist der Gipfel seiner Argumente, dieser Buchstabe ist der Wechsel, den er vorweist, worauf er mit abstraktem Rechtseigensinn besteht. Es wäre nicht allzuschwer, dieß Alles in schlagende Sätze zusammenzudrängen und ebenso die Antworten im kürzesten Lapidarstyle zu halten. Nachdem noch der verlorene Sohn mit tief rührenden Worten es ausgesprochen

hat, wie ihm, dem schwer Verirrten, aber Reuigen die Arme der Vaterliebe sich geöffnet haben, übernehme Christus, da Mephistopheles noch einmal den Mund öffnen will und grimmig seinen „Schein," die alte Urkunde, die Faust mit Blut unterschrieben hat, zum Himmel emporhält, den letzten Spruch. Mit furchtbarer Gebärde, wie der richtende Erlöser auf dem jüngsten Gerichte des Mich. Angelo die Verdammten, mit Donnerrede, wie Apollo bei Aeschylus die Eumeniden, scheuche er den Feind der Menschheit hinweg; doch dürfen dabei gewisse Worte nicht fehlen, aus denen hervorgeht, daß das Böse ein Ferment der Entwicklung der Menschheit, daß es der unentbehrliche Intrikant im Drama der Weltgeschichte ist, seien es auch nur Worte wie diese: „du wolltest ihn verderben und du hast ihn erzogen." Achselzuckend, höhnische Laute der Selbstgewißheit murmelnd schleicht Mephistopheles hinweg: Christus aber wendet sich nun zu der Leiche des Gefallenen und ruft: Erwache! Faust öffnet die Augen, blickt mit verklärtem Blick empor und vernimmt nun aus dem Munde Christi die Botschaft der unendlichen Liebe. Soll die Scene noch durch Gesang erhöht werden, so wäre wohl nichts Passenderes zu wählen, als daß man von den Lippen unsichtbarer himmlischer Geister jene Worte wieder ertönen ließe, die wir vom Chor der Engel vernahmen, als der Ostergesang den zum Selbstmord Entschlossenen der Erde wieder gewann, die Verse: Christ ist erstanden u. s. w. bis: euch ist er da! Denn Goethe hat sie offenbar symbolisch gemeint, er spricht die Idee des durch alle Verwicklung siegreich sich durchringenden Geistes der Menschheit aus und er wollte damit auf den Schluß des Dramas präludiren. Die Form

dieser Verse ist allerdings etwas manirirt altkirchlich, ließe sich aber mit wenig Aenderung dem rationelleren Styl einer so gehaltenen Schlußscene anpassen, ohne daß jener hohe Sinn geopfert würde. Während dieses Gesangs richtet sich Faust langsam auf, hebt entzückt die Arme nach oben und der Vorhang fällt.

Verzeichniß der Druckfehler.

Erstes Heft.

Seite 36 Zeile 11 von oben statt: diese lies: dieß.
„ 55 „ 7 „ unten statt: allen lies: aller.
„ 55 „ 3 „ „ statt: vor lies: von.
„ 136 „ 7 „ oben nach: geistvoll streiche das Komma.
„ 138 „ 13 „ unten statt: in der lies: in die.
„ 168 „ 2 „ oben statt: an lies: am Fuß.
„ 178 „ 1 „ unten statt: natürlicher lies: natürliches.

Zweites Heft.

Seite 56 Zeile 10 von oben statt: Heinrichs lies: Heinrich.
„ 77 „ 9 „ unten statt: Zögen lies: Zögern.
„ 130 „ 1 „ „ statt: ern lies: fern.
„ 152 „ 12 „ oben nach: neue setze ein Komma.
„ 155 „ 2 „ „ statt: worin lies: worein.

Drittes Heft.

Seite 86 Zeile 9 von unten statt: Alexander lies: Aleander.
„ 91 „ 1 „ „ nach: wird setze: ".
„ 144 „ 7 „ oben statt: ließ lies: zu lassen.
„ 158 „ 8 „ unten statt: fallen auf sein Haupt lies: auf sein Haupt fallen.